eXperimenta

11/
12/

Herausgegeben von Rüdiger Heins, Carolina Butto Zarzar und Luise Hepp

Fritz Reutemann „der espede-kandidat“

Chad Taylor „Lügenspiele“

Philip Temple „Jedem das Seine“

Christiane Matters „Andrea Graf – Sprechchor“

Marcela Ximena Vásquez Alarcón „Trilogie Teil II“

Allen Ginsberg „Süßer Knabe, ...“

Rüdiger Heins „Männertreuer Herrenabend“

Hans-Jürgen Buch „Gedichte“

Bilder/Illustrationen von Bernard Bieling, Hans-Jürgen Buch, Ruth Frehner, Michael Guggenheimer, Evelin Habicher, Rüdiger Heins, Regina Kühne, Carlotta Ostmann, Michaela Stumpf

mannOmann

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS -INstitut für KreAtives Schreiben - www.inkas-institut.de

Inhalt **Seite**

Titelbild: Evelin Habicher, p2801

Gabi Kremeskötter Editorial 3

Sati(e)risch Reutemann der espede-kandidat 4

Carlotta Ostmann Impression (Fotos) 5

Chad Taylor Lügenspiele 5

Rainer Maria Rilke Der Klassiker 11

Philip Temple Jedem das Seine 12

Vorausschau auf Dezember und Januar 17

Christiane Matters Rezension Andrea Graf Sprechoper 18

Andrea Graf Interview 19

Marcela Ximena Vásquez Alarcón Trilogie Teil Zwei 22

Formatvorlage 28

Allen Ginsberg Süßer Knabe, gib mir deinen Arsch 29

Klaus Klausens Gedicht und Prosa 30

Rüdiger Heins Männertreuer Herrenabend 32

Hans-Jürgen Buch Gedichte 33

Michaela Stumpf Männlichkeit + In jedem Mann steckt eine Frau 37

Bernhard Bieling Malerei 39

Sören Heim Guernica 40

Bettina Rademacher 5 Gedichte 43

SAID Madame de Weiß feiert ein neues Fest 46

Evelin Habicher Fotos männlicher Akt 48

Rüdiger Heins Mutterschweigen 50

Dieter Broers Checkliste 2012 Auszug 56

Sabine Reitze Wettbewerbe und Stipendien 64

Die eXperimenta ist ein kostenloses Magazin 66

Skuli Björnssons Hörspieltipp 70

Rüdiger Heins art is love 72

BertuganPress Ausschreibung 73

Impressum 55

EDITORIAL

Gabi Kremeskötter, Foto: Carlotta Ostmann

Männlichkeit – was heißt das?

Ein Mann ist immer männlich, aber wann empfinde ich ihn wirklich so?
Kann auch eine Frau männlich, ein Mann sein?
Wenn ich mir mein Verständnis vom Männlichen so ansehe, dann sind es vor allem diese Eigenschaften, die mein Mannes-Bild prägen: Stärke, Dominanz, Verantwortung, Kompetenz und Führungswille, auch Schnelligkeit und Größe soll Mann haben.

Aber das allein macht doch noch keinen Mann aus!
Sind es nicht die Attribute wie Empfindsamkeit, Zärtlichkeit, Empathie, Liebesfähigkeit, die das Männliche durch eher dem Weiblichen zugeschriebene Emotionen erst ausgewogen gestalten?

Wo hört Mann-sein auf und fängt Frau-sein an? Sicher gibt es rein Männliches, das Weibliches komplett ausgeklammert, aber wer will das schon?

Habe ich Frau einen starken, verantwortungsvollen Mann, fühle ich mich zwar geborgen, aber sehr schnell auch sehr schwach.
Habe ich Frau einen dominanten Mann, empfinde ich bald Unterdrückung und Zurückweisung.
Spüre ich Frau seine Kompetenz und Führung, regt sich ruckzuck Widerspruch und der beinahe zwanghafte Wunsch, mich zu vergleichen und zu behaupten.
Werde ich Frau von einem dominanten Mann geführt, ja, wie gern würde ich mich dem entziehen und zeigen, dass ich selbst entscheiden kann!

OK, die Schnelligkeit kann ich stehen lassen – da sind unser beider rein physische Voraussetzungen gänzlich andere und auch die Körpergröße gehört in diese Kategorie.
Schnelligkeit im Denken und Größe im Verhalten – das sind endlich Attribute, die sowohl weiblich als auch männlichen Charakters sind und mein uneingeschränktes Vertrauen auslösen.

Wünschen wir Frauen also ein Ding der Unmöglichkeit?

Den starken Mann, der schwach sein kann,
den Dominanten, der nachgibt,
den Schnellen, der sich auch langsam wohlfühlt,
den Kompetenten, der anerkennt und
den Führenden, der sich auch mal an die Hand nehmen lässt?

Die Emanzipation unserer Generation hat sehr viel dazu beigetragen, alte Rollenbilder und Verhaltensweisen aufzubrechen und neue Wege im Umgang mit dem Anders-Geschlechtlichen zu suchen. Die Missverständnisse und Positionskämpfe, die Unzufriedenheit und das Unglück sind dadurch aber auch nicht weniger geworden. Sie haben sich nur auf neue Gebiete verlagert und durch die Vielzahl der Selbstverwirklichungs-Ansprüche auf beiden Seiten potenziert.
Und so fühle ich mich als Frau ebenso männlich aufgefordert durch meinen eigenen Anspruch, mich herauszuentwickeln aus meinem „Frauchen-Sein“ hin zum „Auch-Frau-steht-ihren-Mann“-Verhalten.

Meine Sehnsucht nach dem Gegenpol, nach dem passenden zweiten Teil bleibt dabei unerfüllt.

Aber einen Lichtblick habe ich dann doch: Kann ich immerhin aufgrund meiner Weiblichkeit und Selbstwahrnehmung viel leichter zu diesem Widerspruch meiner weiblichen Männlichkeit stehen als viele Männer zu ihrem weiblichen Teil.

Ach, was bin ich froh, eine Frau zu sein!

Ich wünsche Ihnen gepflegte Inspiration beim Lesen der neuen **eXperimenta**!

Ihre Gabi Kremeskötter, Chefredakteurin

Sati(e)risch Reutemann

der espede-kandidat

auf augenhöhe mit der vetternwirtschaft
merkelt es sich so nett im großen lobbykabinett
die zustände sind dieser zustände halber
erbärmlicher denn je
das kalte kotzen kommt hochgekrochen
der espede ist irgendwie der steinbrück
angelacht worden
wo unterscheidet er sich eigentlich zur merkel
ein bisschen großkotziger
ist er vielleicht
aber hat er wirklich das format
aus dem man kanzlöre schmiedet
er legt sich scheinbar mit den bankstern an
& wird von ackermann von hinten durch gelobt
in der rentenfrage gibt er sich zugeknöpft
die altersarmut bügelt er einfach ab
er steht nach wie vor zur agenda 2010 & hartz IV
seine horrenden honorare
die er erhalten hat will er
auf keinen fall der öffentlichkeit preisgeben
auch nicht die zahler dieser honorare
was ihn nicht gerade glaubwürdig macht
obwohl er ab sofort keine honorarzahlungen
mehr annehmen will
wie er es dann tatsächlich mit der reichensteuer
hält steht noch in den sternen
von der transaktionssteuer hat er auch noch
nichts verlauten lassen
ob er besser ist als unsere kanzlörin
muss sich noch weisen
inhaltlich lassen sich die beiden
in nicht vielem unterscheiden
er zaudert wohl weniger als
diese chaosproduzierende hosenanzugstante
die im größten desaster noch da hockt & lächelt
als säße sie wie prinzessin auf der erbse
& espede-kandidaten haben's
in solchen situationen besonders schwör

Fritz Reutemann (*1947 in Lindau), Sozialarbeiter, Schriftsteller, Lyriker, Poet und Texter.

Erste Veröffentlichungen 1969. Wichtige Projekte mit Jazzmusikern wie Wolfgang Lackerschmid (Vibes) und Künstlern sind Ausdruck seiner Vielseitigkeit. Er ist 2. Sprecher des VS (Region Bayerisch-Schwaben) im Verband deutscher Schriftsteller. Außerdem Mitinitiator bei der Organisation des Irseer Pegasus in der Schwaben-Akademie Irsee seit 1998. Er ist Mitglied der Künstlervereinigung DIN 4.

Fritz Reutemann versteht sich als politischer Dichter ohne den moralisch erhobenen Zeigefinger.

Bibliographisches: Portrait 1972, Urula & Lyrisches, 1995 Julian Verlag; Wilde Gedichte, 2001 Geest Verlag; Hängt den Frieden höher, 2003 Verlag, Signathur Schweiz; Veröffentlichungen in unzähligen Anthologien und Literaturzeitungen.

fritz reutemann, freihofstr. 1, 88131 lindau, tel: 08382/73990, **Frireu@aol.com**

Carlotta Ostmann, Impression I

Chad Taylor

Lügenspiele

Kapitel Eins

Meine Hände sind voller Blut. Sie sind voll Blut, seitdem ich mir vorhin durch die Haare gefahren bin, und nach dem Schlag auf den Kopf – was es auch war, irgendwas Stumpfes, es war hart, verdammt, ich habe die Zähne zusammengebissen – blutet es wohl. Es ist warm, und ich kann es riechen. Wenn ich das Licht anknipsen würde, könnte ich sehen, wie schlimm es wirklich ist, aber ich mach das Licht nicht an. Jetzt noch nicht. Dazu müßte ich aufstehen. Ich kann jetzt nicht aufstehen. Verdammt. Jetzt noch nicht.

Ich glaub, ich werd ohnmächtig. Ich glaub schon, ich spür's. Ich bin ziemlich sicher, ich werd's. Ich sollte jetzt einfach aufstehen und das Licht anmachen. Jetzt. Und das Blut im Spiegel sehen, und sehen, dass es meins ist, im Licht der nackten Glühbirne über dem Waschbecken. Ich umklammere meine Beine, während ich seitlich auf dem Fußboden, seitlich in der Dunkelheit liege und warte. Meine Hände sind klebrig und warm. Das Wasser läuft noch, rinnt am Porzellan entlang in den Ausguss und verabschiedet sich kreiselnd.

Ich habe die Karte fallenlassen. Es war eine schöne Karte, so wie Geburtstagskarten sind. Meinem kleinen Mädchen zum siebten Geburtstag. Sie liegt irgendwo auf dem Boden, bei der Tür, wo sie mir hingefallen ist. Zuerst fühlte sie sich leicht an zwischen meinen Fingern und dann seifig-klebrig. Für ein Mädchen, das jeden Tag größer und schlauer wird. Kleine blaue Hunde in einem Blumenkorb. Alles, alles Gute, meinem kleinen Mädchen zum siebten Geburtstag. Irgendwo im Dunkeln.

Der Telefonhörer knackt; die Frau mit der angenehmen Stimme spricht immer noch, plaudert unaufhörlich, erzählt mir, dass die Polizei gleich kommt. Ich hab die Karte fallenlassen. Ich will aufstehen, aber ich kann nicht. Ich werde aufstehen. Aber nicht jetzt.

Taub. Ich spüre meine Beine kaum. Alles wird taub. Ich kann keinen Mond durch die Fenster sehen, das einzige Licht kommt von den Sternen. Der Telefonhörer fragt, also, können Sie mir noch einmal Ihren Namen nennen?

Catrina Phillips, soundso Straße, soundso Stadtteil. Ich hab es so oft gesagt, ich fange an, es zu vergessen. Als ich klein war, habe ich ein neues Wort so oft vor mich hin gebrabbelt, bis es nichts mehr bedeutete. Und dann wollte ich von Oma wissen, was bedeutet das? Obwohl ich es ganz genau wusste. Immer und immer wieder.

Oh Gott. Ich glaub, ich muss kotzen. Gleich geht es los. Ich muss kotzen. Ich ziehe die Knie bis an den Mund und rieche Baumwolle. Mann. Ich habe die Zähne zusammengebissen, als es mich traf, es war irgend etwas Stumpfes, etwas Hartes. Machen Sie sich keine Sorgen, ein Auto ist unterwegs, es war in der Gegend, es ist auf dem Weg und ist gleich da. Aber ich hab doch die Karte verloren. Sie stutzt: die Karte?

Ich wollte sie bezahlen. Hatte es vor. Ich habe sie mir ausgesucht und bin zur Kasse gegangen, aber der Mann war beschäftigt, also habe ich mir ein paar Bücher angesehen, und erst als ich ging, merkte ich, dass ich die Karte immer noch in der Hand hielt. Ich stand vor dem Laden in der Lichtschranke der Tür, die darauf wartete, sich wieder zu schließen. Wenn ich wieder reinginge und ihnen erzählen würde, wie es passiert ist, würden sie mir nicht glauben. Wenn ich sie einstecken würde und weiterliefe, hätte ich sie geklaut. Beides war unmöglich. Als ich zu Hause war, habe ich eine Zwanzig dazugeschrieben. Meinem kleinen Mädchen zum siebenundzwanzigsten Geburtstag. Früher sind wir immer wieder durch die Lichtschranke gesprungen und haben zugesehen, wie die Türen auf- und zugegangen sind.

Ich will, dass mein Kopf in Ordnung ist. Ich kann es nicht ertragen, wenn sich Leute am Kopf verletzen. Das Hirn ist so weich, es kann nicht viel verkraften. Man hört ja von Kindern, die vom Fahrrad fallen, und das war's dann: tot. Und dann wieder so etwas wie von dem Typen, der weiterlebte, nachdem eine Eisenstange seinen Kopf durchbohrt hatte. Er war Stahlarbeiter, ein Engländer, arbeitete auf dem Bau. Irgend jemandem glitt die Stange aus der Hand – ein spitzes Ding – ungefähr eineinhalb Meter lang, sie fiel zwei Stockwerke tief und bohrte sich durch den vorderen Teil seines Hirns. Er ist noch nicht einmal umgefallen. Die Haut ist wieder zusammengewachsen, und er hat noch zehn Jahre weitergelebt. Aber am Ende seines Lebens ist er ziemlich durchgeknallt. Wahrscheinlich hat er doch einfach zu viele Hirnzellen verloren. Die Sache mit Kopfverletzungen ist die, dass man nie etwas Genaues weiß. Ich will, dass jemand kommt, damit ich endlich erfahre, ob alles wieder gut wird. Ich will aufstehen und das Licht anschalten. Aber jetzt noch nicht.

Die Ärzte wissen auch nichts. Sie finden zufällig was raus oder weil sie verrückt sind. Es gab mal einen Arzt, dem sie während der Französischen Revolution den Schädel aufgeschlagen haben. Er selbst hat ihn mit einem kleinen Keil in der Wunde verbunden, damit sich die Schädeldecke nicht wieder schließen konnte, und in den folgenden vier Jahren hat er Proben seiner eigenen Hirnflüssigkeit entnommen. Er hat kleine Schwämmchen an Fäden gebunden und ist sich damit durchs Hirn gefahren. Schließlich ist er gestorben, als er sich mit einem Faden in den Hirnmantel geschnitten hat. Das war das einzige, was ihn stoppen konnte – sonst hätte er wohl ewig mit Schwämmchen in seinem Kopf herumgefuhrwerkt. Ein echter Mann der Wissenschaft – das ist Medizin. Sie sind nur durch den eigenen Tod zu stoppen, und wenn sie sterben, will sie jemand anderes aufschneiden. So wie sie Mörder und Gefangene für Autopsien und in den Unikliniken aufschneiden. Aber mal ehrlich, wenn sie ihre ganze Forschung darauf aufbauen, was sie aus kranken Leuten herausschneiden, wie wollen sie dann lernen, wie man normale Menschen heilt? Sie scheitern doch sogar daran, alte Menschen zu behandeln.

Die Alten werden in irgendeine Ecke gesetzt, sie sabbern vor sich hin und können noch nicht einmal mehr sprechen. Sie vegetieren nur noch, pissen in ein Röhrchen, und dann sterben sie. Alles, was sie machen können, ist dasitzen und glotzen, aus dem Fenster starren, bis sie auseinanderfallen. Starren und darauf warten, dass jemand kommt.

Die Vorhänge sind offen, es ist spät, und es ist dunkel. Im Nebel erscheinen die Sterne größer. Und mein Kopf schmerzt, meine Gedanken tun mir weh, und alles ist ungerecht. Ich beiß mir auf die Lippe. Der Telefonhörer spricht immer noch. Spricht und spricht. Und der Verkehr fließt vorbei. Selbst so spät nachts herrscht noch Berufsverkehr. Meine Haare fangen an, am Teppich festzukleben. Ich krieche noch weiter in die Ecke, die feuchten Ränder der Tapete und die Fußleiste voller Fliegendreck. Die Wohnung ist so dreckig. Ich sollte sie wirklich putzen. Man sollte sie immer sauber halten. Man weiß ja nie, wann jemand vorbeikommt. Immer von der besten Seite zeigen. Würde ich ja gerne, aber mein Kopf tut weh. Ich muss die Zähne zusammengebissen haben, hingefallen sein und mein Gesicht mit den Händen geschützt haben. Ich weiß es noch nicht einmal. Aber sie werden mir später alles erklären. Sie werden sich drum kümmern.

Das Wasser läuft über den Beckenrand und sickert in den Teppich. Ich spüre, wie es unter Kopf und Schultern kriecht, in Richtung Telefon. Wenn das nass wird, wird es gefährlich. Ein elektrischer Schlag vom Telefon bringt einen auf der Stelle um. Das passierte laufend, als sie das Telefon gerade erfunden hatten. Frauen mit riesigen goldenen Ohrringen haben den Hörer abgenommen, und die Elektrizität ist einfach so übergesprungen.

Ich bin seit Ewigkeiten in dieser Wohnung, liege hier, sitze im Dunkeln, koche Tee, rufe Leute an. Da gibt es eine ganze Menge Leute, die ich anrufen müßte, aber ich werde nicht dazu kommen, ich werde es nicht schaffen. Ich muss erst saubermachen, meine Haare waschen, mich anständig anziehen. Ich hab diesen Hut gekauft, einen roten Strohhut. Secondhand. Scheiße, jetzt wird er mir nicht mehr passen. Wird zu eng sein. Ich habe ein Pfeifen in den Ohren, und der Hörer liegt neben der Gabel.

Ich sehe die Lichter des Polizeiwagens. Ein einsames Geräusch, Räder knirschen in der verlassenen Auffahrt. Ich lausche den Schritten, die versuchen, herauszufinden, um welche Wohnung es sich handelt. Ich lausche dem Funkgerät und dem unvermeidlichen Klopfen an der Tür – wenn ich die Tür aufmachen könnte, wäre sie es bereits. Oder etwa nicht? Das kapieren die nicht.

Sie sehen durchs Fenster, werfen ihre Schatten auf den Vorhang. Beeilt euch. Wirklich. Schlagt ein Fenster ein. Ist mir egal. Gehört eh dem Vermieter. Und? Jeder von ihnen wirft ein Dutzend verschiedener

Der 1964 in Auckland geborene, zeitweilig in London lebende Chad Taylor gilt bei seinen Fans längst als Kultautor, ist außerhalb Neuseelands aber immer noch ein Geheimtipp. Seine Romane und Geschichten stellen mit ihren in leichter, knapper Sprache entworfenen Bildern und Szenarios eine literarische Entsprechung des modernen Film noir dar; ihre aus Krimi-, Thriller-, Gothic- und phantastischen Elementen komponierten Sujets erinnern mitunter an die surrealistischen Traumwelten eines David Lynch.

Auch als Autor mehrerer Drehbücher für Kurzfilme ist Taylor bereits in Erscheinung getreten. Im Mittelpunkt seiner Geschichten, die sich um Themen wie Ambivalenz, Grenzüberschreitung und den Widerspruch zwischen innerer und äußerer Realität drehen, stehen oft gesellschaftliche Außenseiter. So geht es etwa in seinem 1994 fürs Kino adaptierten Roman „Heaven“ um die Beziehung zwischen einem Architekten und einem in einem Striplokal arbeitenden Transvestiten, der von Visionen über zukünftige gewaltsame Ereignisse heimgesucht wird.

In Taylors bisher einziger Novelle „Lügenspiele“ („Pack of Lies“) entwirft die Ich-Erzählerin Catrina ihre eigene Wirklichkeit und vermischt ihre Schilderungen eines rätselhaften Überfalls, ihres Erwachens im Krankenhaus und der anschließenden Reise mit ihrer besten Freundin in ein einsames Hotel mit Erinnerungen, Phantasien und modernen Mythen. Die Unterscheidung von Lüge und Wahrheit und die Erkundung der Abgründe unter der Oberfläche des Geschilderten wird für den Leser zum literarischen Vexierspiel, in dem alles doppeldeutig ist, bis hin zur Identität der Erzählerin selbst.

„Vor allem kann Taylor wirklich schreiben. Sein Stil verdankt viel Raymond Chandler und seinen weniger bedeutenden Nachfolgern des Stil noir, aber gleichzeitig ist es in hohem Maße sein eigener Stil. Seine Prosa ist sparsam, aber mit einem stark emotionalen Unterton; ‚kühl‘ ist sicherlich der treffende Ausdruck für ihn, aber es ist auch eine gute Dosis Hitze beigemischt.“

– Jonathan Yardley, Washington Post

„Taylor ist ein Minimalist, dessen […] gequälte Figuren eine Welt bevölkern, in der Stille und Nacht eine trostlose Kulisse bilden für ihr Träumen und Mäandern durch eine öde, zubetonierte Stadtlandschaft. […] eine einzigartige Vision, ein persönliches Universum, das unter den zeitgenössischen Schriftstellern herausragt.“

– Maxim Jakubowski, The Guardian

Internet:
www.bookcouncil.org.nz/writers/taylorchad.html (bibliografische Informationen)
www.chdtaylor.co.nz/ (persönliche Website)
http://chadtaylormarginalia.blogspot.com/ (persönlicher blog)

Schatten, die übereinanderfallen, die sich im Fenster drängen.

Ich drehe mich auf den Rücken, die Knie immer noch vor der Brust und rufe: Schlagt das Fenster ein. Die Schatten erstarren.

BITTE SCHLAGT DAS VERDAMMTE FENSTER EIN. Ich schreie jetzt nicht Hilfe. Sie rütteln an der Tür. Scheiße, scheiße, scheiße. Da ist eine Sicherheitskette.

DA IST EINE SICHERHEITSKETTE. Man sollte meinen, sie würden es kapieren.

DIE TÜR IST MIT EINER SICHERHEITSKETTE VERRIEGELT. Was erwarten sie, einen Schlüssel unter der Fußmatte? Ich kann nicht aufstehen, um die Tür aufzuschließen. Ich will jetzt nicht versuchen, aufzustehen.

BITTE SCHLAGT – Scheißdreck. Also gut.

HILFE. Gut so? Laut genug?

Die Tür springt aus den Angeln, als ob sie nie etwas anderes getan hätte, Glassplitter fliegen überall hin, und dann sind sie über mir. Sie drehen mich auf die andere Seite, untersuchen meinen Kopf und rufen einen Krankenwagen, eine Trage, einen Arzt. Sie finden einen Erste-Hilfe-Koffer und pressen mir Watte auf den Kopf. Sie wickeln mich in eine Decke und sagen mir, dass ich ruhig liegen bleiben soll, aber ich bewege mich gar nicht, ich werd jetzt nicht versuchen, aufzustehen, jetzt noch nicht. Ich will bleiben, wo ich bin, unter der Decke auf dem Boden, in der warmen Ecke mit dem Kopf zwischen den Händen, da, wo ich getroffen wurde, da, wo es weh tut. Ich will, dass jemand meinen Kopf streichelt. Die Polizistin sagt, sie würde meinen Kopf streicheln. Sie zieht sich erst Gummihandschuhe an.

Kapitel Zwei

Auf der Straße vor dem Krankenhaus fließt der Verkehr. All die Krankenschwestern, Patienten und Besucher. Unter den Bäumen parkt ein Bambino. Ich hatte selbst mal einen. Ich erinnere mich noch, wie mich jeder gefragt hat, welche Marke ich denn gekauft hätte. Ich sagte, ein italienisches Auto, weil die Italiener in der Formel 1 die Besten sind.

Als die Italiener anfingen, Formel-1-Rennwagen zu entwickeln, haben sie kleine Modelle gebaut, so wie sie ihre anderen Autos auch gebaut haben. Die meisten waren von Fiat. Auf jeden Fall waren die kleinen Wagen nicht so schlecht, mechanisch und vom Design – tatsächlich waren die meisten genauso schnell wie die von der Konkurrenz. Aber das italienische Team hat nie ein Rennen gewonnen. Sie konnten es nicht verstehen. Sie haben die Autos getestet und Probefahrten gemacht, haben den Motor auseinandergenommen und wieder zusammengebaut, aber niemand hat einen Fehler gefunden. Also ließen die Bosse von Fiat einen deutschen Experten einfliegen, und der hat sich alles ganz genau angesehen – Design, Bauweise, Wartung, einfach alles. Und der Deutsche fand heraus, was nicht stimmte. Tja, das Auto war nicht das Problem – es war der Fahrer. Als er das sagte, waren die Italiener total sauer, weil es so ziemlich das Schlimmste ist, was man zu einem Italiener sagen kann – dass er schlecht fährt. Aber als sich alle wieder beruhigt hatten, erklärte der deutsche Experte: Es liegt nicht daran, dass die Fahrer schlecht sind – sie sind einfach nur zu groß.

Das Geheimnis ist es, einen Rennfahrer zu haben, der die richtige Größe hat, so dass er zum Schwerpunkt des Autos wird. Ein Formel-1-Wagen ist so konzipiert, dass die vier Räder um den Fahrer herum, fast wie ein Kreisel, um die Kurve rutschen. Wenn er zu groß ist, gerät der Wagen aus der Balance, und die Räder schliddern nicht gleichmäßig. Entweder die Vorderreifen rutschen stärker oder die hinteren, und dann kommt man im falschen Winkel aus der Kurve. Und wenn man erst einmal die Linie verloren hat, kann man nicht richtig beschleunigen. Wenn man aufs Gas steigt, schießt man nicht nach vorne, sondern zur Seite. Und das kostet Benzin. Man ist langsamer, verbraucht mehr Benzin, nutzt die Reifen

stärker ab und muss häufiger Boxenstopps einlegen. Und deshalb haben die Italiener immer verloren.

Nachdem sie darüber nachgedacht hatten, zahlten sie dem deutschen Experten einen Batzen Geld und schickten ihn wieder nach Hause. Und sie fingen an, sich nach Fahrern umzusehen, die die richtige Größe hatten. Eigentlich war es ihnen sogar egal, ob die Leute, die sie fanden, überhaupt Rennfahrer waren – sie suchten nur jemanden, der klein genug war für ihre Autos, und zwar ungefähr einen Meter fünfzig. Das Team ließ Plakate drucken und in ganz Italien aufhängen, und sie warben im Radio, und Mussolini schaltete sich ein, und es wurde so etwas wie eine nationale Suche. Natürlich wollten sie keine Jungs, weil die ja noch wachsen. Kleine Männer, das war's, was sie wollten, nichts anderes.

Rüdiger Heins: mobil

Sie luden jede Menge Männer zu Testfahrten ein, Hunderte, wenn nicht gar Tausende, und viele haben sie auch eingestellt, aber der bekannteste war ein gewisser Guiseppe Marchetti, der nur einen Meter fünfundvierzig maß. Die Teamleitung wählte ihn sofort aus, weil er einfach perfekt war – er hatte die ideale Größe und war außerdem Taxifahrer, also ziemlich schnell.

Und so wurde dieser Marchetti der kleinste Formel-1-Fahrer der Welt. All die Mechaniker und Fahrer der anderen Teams lachten ihn aus, als er in die Boxengasse kam, weil er so mickrig war – der englische Fahrer war einsachtzig, und die deutschen waren auch nicht gerade klein. Damals hatten alle anderen Teams große Rennwagen und die Sache mit dem Gewicht des Fahrers noch gar nicht als Problem erkannt. Wahrscheinlich ist es auch ab einem bestimmten Gewicht des Autos egal, ob der Fahrer groß oder klein ist. Auf jeden Fall waren die Italiener die ersten, die diesen Zusammenhang begriffen.

In seinem ersten Rennen ließ Marchetti seine Konkurrenten weit hinter sich, und alle waren sprachlos. Das war in Südfrankreich, und die Zuschauer bejubelten wie verrückt den französischen Renaultfahrer, der einsfünfundsiebzig groß war, aber Marchetti ließ ihn buchstäblich stehen, während sein Fiatmotor laut heulte, weil er so hoch drehte. Sobald er die Ziellinie überquert hatte, fing sein Motor tatsächlich an zu brennen, aber das machte nichts mehr, schließlich hatte er gewonnen und war seit Jahren der erste Italiener, dem das gelungen war. Die Massen feierten ihn, und er wurde auf Schultern zur Siegerehrung getragen. Der Bürgermeister hielt eine Rede, aber in dem Lärm konnte ihn keiner hören, und dann baten sie Marchetti, ein paar Worte zu sagen, doch der Mikrofonständer ließ sich nicht weit genug herunterschrauben, weshalb er ablehnte, weil er sich nicht zum Gespött machen lassen wollte. Zwei große Blondinen überreichten ihm den Pokal, der so groß wie er selbst war, und die beiden hoben ihn an je einem Arm hoch, so dass er mit den Füßen in der Luft baumelte, und alle jubelten und jubelten.

Marchetti wurde zum besten Fahrer Italiens. Er war der schnellste, und Fiat baute ihm die besten Motoren. Und sie beließen es nicht einfach dabei, kleine italienische Autos zu bauen, sondern konstruierten sie um seinen Körper herum. Sie nahmen Gipsabdrücke von ihm am Steuer und brachten sie auf genau sein Körpergewicht. Diese Gipsabdrücke kosten heute Hunderttausende von Dollar oder vielleicht Lire, je nachdem, wie der Wechselkurs gerade steht.

Sechs Jahre lang hat er sämtliche Formel-1-Rennen gewonnen. Zusätzlich fuhr er noch in anderen

Rennklassen, die er auch dominierte und machte das italienische zum berühmtesten Team von allen. Und Mussolini dekorierte ihn mit Orden. Es wurde damals schon fast zum Running Gag: Jedes Jahr gewann Marchetti die Formel 1, und jedes Jahr versah Mussolini ihn mit einem weiteren Orden. Er war Millionär und berühmt wie ein Filmstar. Er heiratete ein unglaublich hübsches Model, sie zogen in eine riesige Villa, aber er war fast nie zu Hause. Andauernd fuhr er irgendein Rennen und verbrachte danach noch Stunde um Stunde mit den Mechanikern und unterstützte sie beim Design und was sonst noch anfiel. Ich weiß nicht, ob es ihr viel ausmachte, aber auf jeden Fall war sie nicht richtig glücklich.

Hans-Jürgen Buch: Der Fall, 70 x 100 cm, (Vektorenmalerei)

Ist ja auch egal. Auf jeden Fall wurden die anderen Teams im Formel-1-Zirkus immer frustrierter, da sie nie gewannen, ganz besonders die Deutschen. Hitler steckte jede Menge Geld in den Rennsport, weil er unbedingt wollte, dass die Deutschen immer und in allem die Besten waren. Wahrscheinlich als Vorbereitung auf den Krieg, so dass Deutschland das Gewinnen üben konnte und sich alle anderen daran gewöhnten, zu den Deutschen aufzusehen – so oder so ähnlich muss Hitler wohl gedacht haben. Insbesondere das Mercedes-Team wollte unbedingt gewinnen. Sie untersuchten die italienischen Autos genauestens, fanden aber nichts, bis sie eines Tages von dem deutschen Experten hörten, der runter gegangen war und für die Italiener gearbeitet hatte. Sie arrangierten ein Treffen mit ihm, und er verriet ihnen das Geheimnis: Auf die Größe und das Gewicht des Fahrers kommt es an. Auf einmal fiel der Groschen.

Das war 1935, und bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges gewannen die Italiener kein einziges Rennen mehr. Die Deutschen bildeten Fahrer aus, die die richtige Statur für ihre größeren und stärkeren Autos hatten, und schlugen alle anderen Mannschaften. Marchetti wurde fast verrückt. Die Italiener fingen an, größere Autos zu bauen, so groß wie die Rennwagen von Mercedes und Porsche, und suchten sich natürlich auch entsprechende Fahrer, was Marchetti den Job kostete. 1938 schmissen sie ihn raus und ersetzten ihn durch einen einen Meter achtzig großen Typen.

Nachdem die Italiener ihn hatten fallen lassen, verkündete Marchetti, dass er als Privatmann weiterhin Rennen fahren wollte, fand aber keinen Sponsor. Also zahlte er alles aus eigener Tasche, aber die Kosten waren irrsinnig. Er entwarf ein neues Modell – für Straßenrennen, da er erkannt hatte, dass dort die Zukunft des Rennsports lag. Er konstruierte es genau für seine Maße, weil er immer noch davon überzeugt war, dass ein guter kleiner Wagen schneller als ein großer sein konnte. Aber die Entwicklungskosten begannen, ihm über den Kopf zu wachsen. Nach und nach verkaufte er seine Grundstücke, seine Werkzeuge und schließlich sogar einige seiner Pokale. Am Ende verließ ihn seine Frau, er konnte seinen Mechaniker nicht mehr bezahlen und war total pleite – das war 1939. Er fuhr wieder Taxi in Rom. Er fuhr wie der Teufel, um viele Kunden zu kriegen, aber auch das reichte nicht – die Banken wollten ihm an den Kragen. Im Mai 1939 verkaufte er deshalb seine Pläne für ein neues Auto an Fiat. Angeblich starb er im Krieg, aber ich glaube, er hat Selbstmord begangen, schließlich hatte er es so weit gebracht und erlebt, was es heißt, wirklich berühmt zu sein, und dann hatte er auf einmal nichts mehr, und damit konnte er nicht umgehen.

Die Fiatleute packten seine Pläne in eine Schublade und vergaßen sie. Ich glaube, sie haben sie

Marchetti nur abgekauft, weil sie sich ihm verpflichtet fühlten. Aber in den Sechzigern fand jemand die Pläne, überarbeitete sie ein bisschen und machte daraus ein Straßenauto – den Bambino. Es war perfekt, weil es so klein war und es jeder für den Stadtverkehr haben wollte. Aber wer auch immer die Pläne wieder ausgegraben hat, er erinnerte sich an Marchetti, denn in jeden einzelnen Bambino ist sein Name eingestanzt. Unter der Motorhaube, wenn man sie öffnet, kann man den Namen MARCHETTI lesen – ohne eine Erklärung, Nummer oder irgendwas, nichts außer seinem Namen. Kaum jemand, der heute einen Bambino kauft, weiß, dass der Name dort steht, geschweige denn, was er bedeutet.

Der Klassiker: Rainer Maria Rilke

Der Panther

Sein Blick ist vom Vorübergehn der Stäbe
so müd geworden, daß er nichts mehr hält.
Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe
und hinter tausend Stäben keine Welt.

Der weiche Gang geschmeidig starker Schritte,
der sich im allerkleinsten Kreise dreht,
ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte,
in der betäubt ein großer Wille steht.

Nur manchmal schiebt der Vorhang der Pupille
sich lautlos auf –. Dann geht ein Bild hinein,
geht durch der Glieder angespannte Stille –
und hört im Herzen auf zu sein.

„Animal artists at the Jardin des Plantes“ Quelle: Wikipedia.org

„Rainer Maria Rilke, 1900“ Quelle: Wikipedia.org

Foto Evelin Habicher: c8187

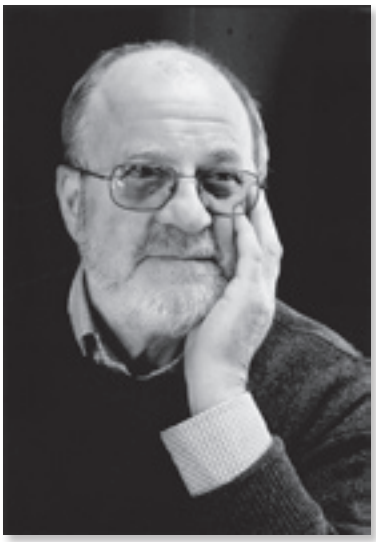
Philip Temple

Jedem das Seine

Kapitel FÜNFZEHN

Martin versucht es mit Whisky. Damit wird sein Schmerz für ein oder zwei Tage betäubt, aber er ist nicht in der Lage, diese Behandlung ständig zu wiederholen. Er starrt immer wieder aufs Telefon. Er nimmt den Hörer ab, spielt mit der Telefonschnur, drückt auf die Tasten. Er wählt fast die vollständige Nummer. Doch wen kann er anrufen? Die Namen von Freunden in Neuseeland stottern durch seinen Rausch. Wie konnte er bloß, wie konnte er bloß? John? Maria? Tante Catherine? Pam? Er legt jedes Mal den Hörer wieder auf. Es gibt niemanden. Alleine in seinem weißen Mausoleum sitzend, erkennt er, wie ihn Besessenheit von der Zuwendung anderer vertrieben hat. Zum Mitgefühl gibt es keine Anschlussleitungen. Er beschließt, ruhig zu bleiben, mit leicht zitternden Händen.

In jener Nacht, nachdem Gorbi Honecker in Ostberlin zum Abschied küsst und reuevoll der Trauerprozession der DDR zusieht, träumt Martin, wie er Uschis Villa aufsucht, das Wort ›Hexe‹ an die Hauswand schmiert, Steine durch ihre Fenster wirft, rote Farbe über die weißen Wände und Vorhänge, ihre weiße Couch und die Bettlaken spritzt. Er wacht plötzlich auf und schreit: »Was soll ich tun? Was soll ich tun?«, und wartet, dass die Nachbarn die Türen öffnen, angerannt kommen und mit den Fäusten gegen die Wände hämmern. Doch seine gellenden Schreie, die klangvoll im Theater seines Studios tönen, hinterlassen nichts weiter als undurchdringliche Stille. Er verspürt einen starken Drang, alles um sich herum zu zerschmettern. Der Gedanke an Selbstmord kommt ihm in den Sinn und verlässt ihn nie wieder ganz.



Doch er zersplittert keine Möbel, zertrümmert kein Glas. Er belässt alles, wie es ist: gespültes Geschirr, sauberes Bettzeug, gebügelte Hemden, rasierter Hals. Er ernährt sich weiterhin gesund und nimmt sogar etwas zu. All dies könnte darauf hindeuten, dass er zurechtkommt und die Ordnung wiederherstellt. Es beweist jedoch nur, dass er sich schämt und

Philip Temple, 1939 in Yorkshire geboren und 1957 nach Neuseeland übergesiedelt, ist eine Institution in der neuseeländischen Literatur, dessen äußerst vielseitiges Œuvre Romane, Kinderbücher, Sachbücher, journalistische Artikel, Drehbücher, Gedichte und Fotobände umfasst.

Unter seinen zahlreichen Auszeichnungen befindet sich auch die höchste an Literaten vergebene Würdigung Neuseelands, der „Prime Minister's Award for Literary Achievement", den er 2005 in der Kategorie „Non-Fiction" erhielt. 2004 wurde er für seine Verdienste um die Literatur mit dem „New Zealand Order of Merit" geehrt. Als sein bedeutendstes Prosawerk gilt die 1981 erschienene Kea-Saga „Beak of the Moon", die in der Tradition von Werken wie „Wind in the Willows" („Der Wind in den Weiden") und „Watership Down" („Unten am Fluss") anhand der Abenteuer einer Gemeinschaft von Bergpapageien eine Allegorie auf die menschliche Gesellschaft entwirft. Der Roman wird 2013 im MANA-Verlag erstmals auf Deutsch erscheinen.

Als Ergebnis zweier längerer Deutschland-Aufenthalte entstand 1999 sein Roman „Jedem das Seine", in dem Temple mit der Distanz des Besuchers vom anderen Ende der Welt seinen Blick auf die deutsche Geschichte richtet und sich gleichzeitig mit den eigenen Wurzeln befasst:

Auf der Suche nach der Wahrheit über seinen im Zweiten Weltkrieg angeblich über Berlin abgeschossenen Vater reist der neuseeländische Historiker Martin Stephenson im Winter des Jahres 1989 nach Berlin, stürzt sich dort in eine stürmische Liebesaffäre mit seiner Deutschlehrerin Ursula und findet mehr über sich und die Vergangenheit seiner Vorfahren heraus, als er erwartet hatte. Doch auch Ursula hat an einem Geheimnis der Vergangenheit zu tragen, an dem ihre Beziehung zu zerbrechen droht. „Jedem das Seine" handelt von der Macht der Geschichte über persönliche Schicksale und den langen Schatten des Zweiten Weltkriegs und des Dritten Reichs, von Verklärung und Verdrängung, Liebe und Entfremdung und ist zugleich eine Beschreibung der Atmosphäre Berlins im Jahr vor dem Mauerfall.

Internet:
www.bookcouncil.org.nz/writers/templephilip.html (bibliografische Informationen)

befürchtet, sogar Fremden im Supermarkt zu offenbaren, dass er sich alles andere als in der Gewalt hat. Er vertraut seine Hysterie dem Computer an und speichert das Trauma auf der Diskette.

Uschi beantwortet seine Briefe selten und begegnet seinen Anschuldigungen oder seinem Flehen mit sorgfältigen und präzisen Anmerkungen, als würde sie ihm Noten für Genauigkeit, Eleganz und kreativen Ausdruck geben: »Es ist nicht richtig, wenn du sagst… du hast nie deutlich zum Ausdruck gebracht… ich denke nicht, dass dies eine wahrheitsgetreue Interpretation dessen ist, was geschehen ist… du hast nicht vollkommen verstanden, worum es geht…« Er tobt angesichts ihres fehlerfreien schriftlichen Englisch.

Telefongespräche finden hauptsächlich auf sein Betreiben hin statt. Ihre Dialoge scheinen sich aus falsch zusammengeschnittenen Tonbandgesprächen zusammenzusetzen, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten innerhalb der letzten Wochen stattgefunden haben.

»Uschi? Hier ist Martin.«

»Ja. Hallo.«

»Wie geht es dir?«

»Benjamin geht es heute nicht gut. Ich muss zu Hause bleiben. Wie geht es dir?«

»Ich glaube, ich gehe heute Nachmittag spazieren. Es ist schönes Wetter.«

»Gehst du zurück nach Neuseeland?«

»Ich habe heute einen Brief von John erhalten. Hört sich an, als ginge es ihm gut. Hast du von Paul gehört?«

»Ich habe beschlossen, die Stundenpläne für den Unterricht zu ändern.«

»Uschi… Ich liebe dich.«

«Möchtest du das Buch haben, das du hier vergessen hast? Ich kann es dir mit der Post schicken.«

Martin beginnt damit, durch den herbstlichen Grunewald spazieren zu gehen. Er bevorzugt eine entlegene Lichtung, die von hohen Birken umgeben ist. Die Blätter wechseln ihre Farbe in einem Konzert von äquinoktialer Übereinkunft, fallen gleichmäßig wie ockerfarbener Schnee und wecken, im nachmittäglichen Sonnenlicht, den Gedanken an eine prächtige Verzierung von Klimt. »Es hat nicht die Aufgabe, so schön zu sein«, erklärt Martin. Dies ist ein Anhaltspunkt für seinen Solipsismus und der erste Hinweis darauf, dass er in die übrige Welt zurückkehrt.

Ende Oktober reist Uschi mit Benjamin für zwei Wochen nach Portugal. Es ist der Urlaub, den sie gemeinsam verbringen wollten, in einem kleinen Ferienhaus, nicht weit entfernt von einem ruhigen Strand und einem kleinen Ort mit einem Markt, wo sie zusammen Obst oder Strohhüte kaufen und Fotos mit Benjamin auf einem Esel sitzend machen wollten. An ihrem Abreisetag lauscht Martin den Flugzeugen am Himmel, gegen Mittag weiß er, dass sie fort sind und verspürt eine große innere Stille. Er beschäftigt sich damit, seine eigene Wien-Reise zu organisieren, Flüge zu buchen, Anrufe zwecks Forschungskontakten zu machen, Hotelreservierungen zu bestätigen und erkennt, wie ihn die Routine erleichtert. Und als er alles erledigt hat, schreibt er in sein Tagebuch: ›Warum lässt der Schmerz nicht nach, um Gottes Willen?«

In Wien entdeckt er die Bilder Egon Schieles und stellt fest, dass Kitsch einhergeht mit einer Neigung zum Faschismus und dass seine Nach-forschungen über die Entdeckungsreisenden bedeutungslos geworden sind. Nach einer Woche verlässt er die Archive und kehrt nach Berlin zurück.

Als er weiß, dass sie wieder zu Hause ist, schreibt Martin einen weiteren Brief an Uschi. Er hat ihn gewissenhaft schlicht formuliert: ›Ich habe mich geirrt. Du hast dich geirrt. Ich verzeihe dir. Willst du mir verzeihen? Sei bereit, Fragen zu stellen und zu erfahren, was gegeben, genommen und aufgegeben werden sollte. Fürchte dich nicht oder du wirst stets mit deiner Angst alleine sein.‹

Er widersteht dem Drang, bei ihr anzurufen, als sie an den folgenden Tagen nicht antwortet. In seinem Wohnstudio ist es meistens still bis auf das Klappern auf der Tastatur oder dem metallischen Klicken der sich ausdehnenden oder zusammenziehenden Hitze im Radiator. Die anderen Studios werden von heimlichen Künstlern bewohnt, die des Nachts kommen und gehen und deren Gegenwart nur durch ein anonymes Donnern der Hauseingangstür kundgetan wird oder durch ein Lichtermeer, das durch die nördlich ausgerichteten Fenster dringt und die Bäume draußen erhellt. Gelegentlich ist das Gebäude mit Musik erfüllt, Gesangsstimmen von Mahler oder hell klingendes, elektronisches Ambient, das anscheinend die letzten Sakramente der Vorstellungskraft erklingen lässt. Einmal weckt ihn der einsame, verzweifelte, ekstatische Schrei einer Frau, den die Nacht schnell verschluckt, und er bleibt wach und hört den Totenklagen entfernter Züge zu.

Eine Woche, nachdem er den Brief an Uschi abgeschickt hat, wacht er völlig ausgeruht auf. Er öffnet schwungvoll die Fenster, um die feuchte Herbstluft zu inhalieren und beschließt, vor dem Frühstück einen langen Spaziergang zu machen. Er schreitet mit großen Schritten voran, als sei er aus einer Art Besserungsanstalt, einem Pensionat für emotional belastete Personen, entlassen worden. Als er am Seeufer pausiert, schwimmen Enten erwartungsvoll auf ihn zu und Schwäne gleiten aus dem sumpfigen Kanal neugierig heran. Auftrieb, denkt er, als er sie beobachtet, Auftrieb.

»Martin?«

»Uschi!«

»Bist du gegen zwei Uhr zu Hause?«

»Natürlich.«

»Dann komme ich.«

»Ja, aber… selbstverständlich. Mit Benjamin?«

»Ne, ne, ne. Ich muss jetzt los. Ich habe nur eine Pause zwischen zwei Kursen.«

»Was…?«

»Ich bringe etwas vorbei. Bis später, tschüss.«

»Tschüss…«

Sie hat mit ihrer Schulstimme gesprochen, ist nicht vom Thema abgekommen. Zwei Uhr. In vier Stunden. Er schaut auf den Computerbildschirm. Er muss diesen Text zu Ende schreiben, solange seine Gedanken frisch sind und die Ideen fließen. Er öffnet die Fenster, braucht mehr Luft, geht durchs ganze Studio, um den Wasserkessel aufzufüllen, geht zurück, um die Fenster zu schließen, geht zurück, um den Kessel aufzusetzen, geht ins Badzimmer, um zu pinkeln, wäscht sich die Hände, reibt sie fest am Handtuch ab und will damit das Zittern verhindern, betrachtet sich im Spiegel und macht die Augen zu.

Sie bringt einen Hauch Straßenluft mit herein, ihr Gesicht glänzt vom zügigen Gehen mit dem schweren Schulranzen und der Einkauftasche. Sie hält ihm die Wange hin, weicht seinen Händen aus und sagt: »Ich habe Kuchen mitgebracht. Hast du Kaffee da?« Sie stellt die Tasche auf der Anrichte ab, den Ranzen in einer Ecke des Flurs, hängt ihren Mantel auf und betritt das Studio.

»Es ist alles so sauber, so ordentlich, Martin.« Sie dreht sich um, bewundert die Abwesenheit von Staub, die glasklaren Fenster, die Spur von Politur auf dem Fußboden. Sie ist eine Schwester, die monatlich zu Besuch kommt, um sich zu überzeugen, dass ihr unverheirateter Bruder gut für sich selber sorgt. Sie sieht ihm nur flüchtig in die Augen und ihr Blick verrät nichts, während er am Rande des großen Zimmers steht, zufrieden ist, sie einfach nur zu sehen. Sie wirkt irgendwie größer, geschmeidiger und sogar schlaksiger, als er sie in Erinnerung hat, aber das mag an der Situation ihrer Zusammenkunft hier liegen. Er ist zufrieden einfach nur zu sehen, wie sich ihre Augen bewegen, wie sehr sie mit sich selbst beschäftigt ist, energisch ihre Lippen kräuselt und kleine präzise

Handbewegungen vollführt, als würde sie einen Vortrag eröffnen. »Wirklich, Martin, du hast hier alles so gut hergerichtet, so gemütlich, sogar ein oder zwei Plakate.« Er zuckt die Achseln, blickt zu Boden und steckt seine Hände in die Hosentaschen. Nicht jetzt, nicht jetzt, doch er kann nichts gegen seine Gefühle machen. Er wendet sich verlegen ab. »Martin. Martin? Machst du uns Kaffee?«, sie wird ganz still und sieht ihn an. »Ich hätte gerne einen Kaffee, falls es dir recht ist.« Dieser weiche amerikanische Vokal. Er lächelt sie an, öffnet sich und ein zärtlicher, verletzlicher Ausdruck huscht über ihr Gesicht, ehe sie sich abwendet. »Ich mache den Kaffee, ja? Wo ist deine Kanne?«

Sie bereiten den Kaffee und Kuchen gemeinsam vor, nebeneinander an der Anrichte stehend, mit genügend Abstand zueinander, um den Funken zu verhindern, der einen unkontrollierten Stromkreislauf entfachen könnte. Sie redet ununterbrochen, über den neuen Chef an der Schule, selbstverständlich ein Mann, schwergewichtig, chauvinistisch, ein Problem, kann ich dir sagen, ach, das Leben wird auch nicht einfacher; über Benjamin, sein Wortschatz nimmt so rasch zu, es herrscht so eine gute Atmosphäre im Kindergarten, jeder ist so freundlich, heute findet ein besonderer Ausflug ins Verkehrsmuseum statt mit den Erzieherinnen und einigen Müttern; übers Wetter, na ja, es ist nass, aber nicht allzu kalt für die Jahreszeit, es ist sehr interessant, was sich hinter der Mauer abspielt, nicht wahr? Es scheint sie nicht zu kümmern, dass er kaum etwas zu sagen hat. Sie stellt ihm keine Fragen, die sie versehentlich in das Nesselfeld von Antworten hineinziehen könnten.

Er betrachtet sie mit tiefer werdender Zuneigung, während sie weiterspricht und einzelne Punkte oder eine Akzentverschiebung mit einer wellenförmigen Bewegung ihrer Kuchengabel oder einem Schlückchen Kaffee unterstreicht, in schnellem Tempo, damit kein Wiesel der Vernunft die Chance ergreift, über die Kaninchen ihrer Gedanken herzufallen.

Sie hat etwas in Gang gesetzt, wovon sie nicht weiß, wie sie es beenden soll. Er lehnt sich auf seinem Stuhl zurück, wartet noch ein bisschen länger und sagt schließlich ruhig und beharrlich: »Uschi. Uschi.« Sie stockt und schluckt ihre Worte mit dem letzten Kuchenbissen hinunter, dann starrt sie auf ihren leeren Teller und ihre leere Tasse. »Pfff!«, sie atmet aus, »pfff!«

»Danke, dass du gekommen bist«, sagt er.

Sie schüttelt ihr Haar, als versuche sie, es von einem störenden Netz zu befreien. »Darf ich hier rauchen?«, fragt sie.

«Selbstverständlich.« Sie wühlt in ihrer Handtasche. »Ich hole dir einen Aschenbecher.« Er steht auf und sucht im Küchenschrank. Als sie die Zigarette anzündet, sagt er: »Du sagtest, du wolltest etwas vorbeibringen.« Sie denkt darüber nach, während er den Aschenbecher vor ihr hinstellt und sie ihre Zigarette mehrmals an den Rand klopft. Er verspürt unendliche Ruhe.

Sie steht auf, holt ihren schweren Ranzen vom Flur und stellt ihn auf dem Esstisch ab. Sie nimmt einen tiefen Zug von ihrer Zigarette, öffnet die Schnallen, zieht das alte Fotoalbum heraus und legt es vor ihm hin. Er starrt es einen Moment lang an, dann nimmt er Uschi in die Arme. Sie erlaubt ihm, sie in die Arme zu schließen und ihre Haare zaghaft zu liebkosen, dann löst sie sich von ihm. Sie betrachtet sein Gesicht, in dem sich Zuneigung und Ratlosigkeit vermischen, und schüttelt den Kopf: »Es ist nicht so einfach.«

Sie blättert die Umschlagseite des Albums auf und lässt sie wieder zufallen. Sie sieht Martin kritisch an: »Ich vergebe dir noch nicht für das, was du getan hast.« Dann schließt sie ihre Augen und nickt. »Also gut«, sagt sie, »also gut, also gut.« Sie setzt sich hin, drückt die Zigarette aus und bedeutet ihm, das Album aufzuschlagen.

Er sitzt neben ihr und legt seine Hand auf den Einband. »Wo hattest du es hingetan?«, fragt er.

Sie zeigt zur Zimmerdecke: »Es gibt einen Weg nach oben unters Dach.« Sie lächelt und fühlt sich plötzlich müde und betrübt: »Lass´ uns gegenseitig Geschichten erzählen, Martin. Geschichten, die… unsere Herzen rühren.«

Kapitel SIEBZEHN (Anfang)

Die Rufe und das Singen und Pfeifen in der Straße unter Martins Fenster nehmen zu. In seinem abgedunkelten Studio betrachtet Martin die Bilder eindringlichen Jubels auf dem Bildschirm und flüs-tert: »Sag´ nie wieder, dass irgendetwas nicht möglich ist.« Er verspürt ein Gefühl sich beschleunigendem Verlustes, Panik, mit all dem nicht Schritt halten zu können. Die Gegenwart ist plötzlich zu Ende. Wir wurden von dem regiert, was wir waren, was wir erbten, was wir taten und was uns angetan wurde, und jetzt gibt es lediglich diesen schnellen, glitschigen Übergang von der Vergangenheit in die Zukunft.

Er ruft Renate wieder an. Sie antwortet nicht auf das leise Trillern auf ihrer Küchenanrichte. Später am Tag hebt sie ab. »Renate? Renate? Ist es nicht wunderbar? Wir können uns treffen. Komm´ mit Erich an einen der Grenzübergänge! Ich lade euch auf einen Drink ein! Wir müssen feiern!«

Bernard Bieling: Der deutsche Michel

«Ach, es ist wunderbar! Es ist wunderbar! Und der Gedanke, dass jemand vom anderen Ende der Welt uns gratuliert und mit uns feiern will. Doch ich weiß nicht, Martin…«, sie hält ihre Hand über die Sprechmuschel.

»Wann kannst du kommen? An welchem Übergang soll ich dich treffen?« Stille. »Renate?«

Sie hebt ihre Hand, ihre Stimme klingt unsicher: »Wir können nicht kommen. Danke, danke, vielen Dank, aber wir können nicht kommen. Vielleicht nächste Woche. Bist du da noch in Berlin?«

»Nächste Woche? Aber…«

»Du musst das verstehen«, sie legt wieder ihre Hand um die Sprechmuschel, »Augenblick.« Sie legt rasch den Hörer hin und Martin hört, wie er auf einer harten Tischoberfläche hin- und her schaukelt. »Renate? Renate?«

Draußen explodiert ein Feuerwerk. Für kurze Zeit wird das Studio von rotem, weißem und blauem Glitzern durchströmt. In der Telefonleitung knackt es und flüsternde Stimmen sind zu hören. Sie reden pausenlos, der Äther ist angefüllt mit Glück verheißendem Kauderwelsch sowie unheilschwangerer Aufregung und dahinter kann er undeutlich ein Gemurre von Unruhe und das diskrete Murmeln über ein gutes Geschäft vernehmen.

Renate nimmt wieder den Hörer in die Hand: »Hallo? Ja, hallo…?«

»Ist alles in Ordnung?«

»Na ja, vielleicht, vielleicht auch nicht«, sie lacht nervös, »jedenfalls habe ich mit Erich gesprochen und wir haben uns entschieden, dass es besser ist, wenn wir hier bleiben. Es sind dort so viele Menschen, und es wäre schwierig, sich zu finden, und ich glaube, einige Leute werden versuchen, uns anzurufen. Also… wir bleiben besser hier.«

Eine weitere Glitzerfontäne erleuchtet das Studio.« Aber, ich verstehe nicht! Gerade jetzt, zu diesem besonderen Zeitpunkt, Renate.«

»Du musst begreifen, Martin…«, sie stockt, »weißt du, wie alt ich war, als sie diese Mauer errichteten? Zwanzig. Nun weißt du, wie alt ich jetzt bin? Weißt du, was das bedeutet?

Weißt du das, verstehst du das?«

»Renate. Ja…«

»Nein, du verstehst es nicht… die besten Jahre meines Lebens… verschwendet… alles, wofür wir gearbeitet haben… ist jetzt bedeutungslos, absolut bedeutungslos… für dich ist es eine Art… Sieg… für uns, ja, es ist eine große Erleichterung, natürlich ist es das… aber auch… auch… alles ist verloren…« Sie bedeckt wieder die Sprechmuschel.

»Renate, es tut mir Leid… Ich weiß nicht, was ich sagen soll…«

Er hört ihr gedämpftes Husten, dann spricht sie wieder mit klarer Stimme: »Du musst dich nicht unwohl fühlen… es gibt nichts, was du machen kannst, es ist nun mal so… so ist das Leben.« Ihr kurzes Lachen unterstreicht ihre Verzweiflung »Ruf uns wieder in ein paar Tagen an, ja? Dann werden wir kommen. Jetzt geh raus und feiere mit all denen, die dieses Ereignis zu feiern wissen.«

Diejenigen, die das wissen, rollen langsam in ihren qualmenden Trabbis, den einfallenden Panzern der euphorischen Verlierer, über den Ku´damm. Oder sie streiten sich in grauen und braunen Reihen um einen ersten, kostenlosen Blick in die Schaufenster unbegrenzter Warenangebote und um das erste Freigetränk an der Bar, die niemals schließt. Oder sie reiten auf den Abdeckungssteinen der Mauer und treiben den grauen Elefanten zwischen ihren Schenkeln mit Stemmeisen und Brechstangen an.

Martin drängt sich durch die Menschenmenge und watet Richtung Osten, stolpert während er sucht und sucht. Den ganzen Tag hat sie das Telefon nicht abgehoben, hier irgendwo müssen sie sein. Die Gegenströmung an Menschen trägt ihn auf den Platz vor dem Tor. Mit einem Papierhut geschmückt, mit Sektsprühnebel parfümiert und einen rosafarbenen Schweine-Luftballon, auf dem ›Herzlichen Glückwunsch‹ steht, umklammernd, wiegt er in den Wogen eines Freudenmeeres. Er reckt sich, um über die Köpfe hinweg und durch die winkenden Arme hindurch zu schauen.

Sie müssen hier sein, Uschi mit Benjamin auf ihren Schultern und über den anderen schwebend, mit glänzenden Augen, völlig ergriffen von dem Trubel um ihn herum.

Allmählich werden die Freudenrufe von hämmernden Klängen übertönt. Die Mauer mit passendem T-Shirt wird die erste freie Ware im Osten. Auf dem Ku´damm sind Plakate zu sehen: ›Trabbis bleibt zu Hause‹. In West-Supermärkten beklagen sich alte Kunden über Menschenschlangen, als die Ossis ihr demokratisches Recht ausüben und einkaufen gehen. In der U-Bahn kann man die Ossis an ihren benommenen Gesichtern erkennen, sie ähneln Rindern, die an einen unbekannten Bestimmungsort transportiert werden. Leonard Bernstein wird von Sony gesponsert, um eine Symphonie auf die Freiheit mit den Berliner Philharmonikern zu dirigieren. Das Brandenburger Tor ist geöffnet, es ist die erste und letzte Gelegenheit, seinen Namen auf die Mauer zu sprühen. Dann ist überall Weihnachten.

[…]

Ankündigung

Am 1. Dezember erscheinen wir mit dem Thema ZUKUNFT unter Anderem mit

- einem Buchauszug von Edvin Lazlo
- Zukunftsvisionen verschiedener Autor(inn)en
- Gedichten von Moritz Grote und Rafael Ayala Paéz
- einer Kurzgeschichte von Rolf Netzmann

Wie immer bieten wir Ihnen die Möglichkeit der Veröffentlichung passender Illustrationen und Textbeiträge – haben Sie Etwas – ob zum Thema passend oder darüber hinaus? Dann freuen wir uns auf Ihre Kontaktaufnahme und Einsendungen per Email an:
redaktion@experimenta.de! – denn:

Die **eXperimenta** ist nur so gut wie die Beiträge, die wir verwenden können!

St. Galler Kehrichtsack

Zivilisationsmüllpoesie – bitte nicht entsorgen! Eine Rezension

Andrea Martina Graf (Texte und Lesestimme) und Brigitte Meyer (Cello und Stimme) haben in der Verlagsgenossenschaft St.Gallen die Partitur zu einer Sprechoper mit dem aussagekräftigen Titel „Die Entsorgung von all dem Zeugs“ herausgegeben, die den hörenden Leser (oder umgekehrt) mit ihrer akuraten Inszenierung von „Wörter- und Silbenschutt“ in Bann zieht. Hauptthema ist, wie der Titel bereits verrät, die Abfallentsorgung. Assoziativ lösen sich daraus Bilder, die Sätze oder Wortfetzen sprachlich variierend und planvoll in Klang umsetzen. So ist die Oper, die sich durch Sprache, rezitative Gesänge und Cellosoli manifestiert, in thematische Szenen unterteilt, die um Abfallcontainer, St. Galler Müllsäcke, WC-Enten, Verwesungsschwaden, Dosen, Handys u.a. kreisen. Grundlage einer Szene, die in der Regel auf eine Seite beschränkt ist, ist ein klanglich interessantes Wort oder ein prägnanter Satz, wie beispielsweise die aus einer Gebrauchsanleitung herausgelöste Aufforderung: „Ente am Bauch packen“. Nun segmentiert die Autorin einzelne Wörter und verbindet sie mit ähnlich klingenden, wobei sie sowohl dialektale wie Sprachgrenzen überschreitet: am Bauch - am Bach - Beach - beat - beast - Beach. Oder sie geht im „Lied der Einwurfslöcher“ vom konkreten Bild aus: O O O O, ergänzt die Löcher mit Buchstabenvariationen wie: Do - du da do - deux (sg-deutsch und frz.) bis sie am Ende der Szene beim Wort Dose/dosä angelangt ist, aus dem wiederum der Klang ssssssss für den nahtlosen Übergang zur nächsten Szene „suis-suisse“ extrahiert wird. Daneben werden Begriffe immer wieder zerstückelt, einzelne Silben entpuppen sich plötzlich als eigenständige Wörter (Protz-Ent; recy-kling). Leitmotivisch ziehen sich bestimmte Wörter (Ente, Dose u.a.) oder Satzfragmente wie ein roter Faden durch die Szenen und verhängen sie wie eine Fuge miteinander.

Andrea Graf und Brigitte Meyer, Foto: Ruth Frehner (Probe 1)

Das Klangerlebnis, welches den rhythmischen und melodischen Charakter der Wortpartikel und Satzfragmente auslotet, ist in 35 Tracks auf CD gebannt (Laufzeit 76 Minuten) und findet in der Textpartitur seine Ergänzung. Grafisch sehr ansprechend gestaltet, teilen nebeneinandergesetzte (für Solostimmen) oder sich überlagernde Kästchen (Polyphonie) die Textfragmente auf. Ein roter, kleingedruckter Kommentar verteilt die Sprecherrollen (S 1 und S 2) und gibt die Art der Aussprache vor (genüsslich zornig flüstern drohend) bzw. erläutert die Celloeinsätze, in welchen Brigitte Meyer ihrem Instrument durchaus auch unbekannte Klänge und Geräusche entlockt. Mit Hilfe der Gebrauchspartitur, wie Graf den Text nennt, kann der Leser analytisch die Sprachgewalt der Autorin nachvollziehen

und es wird klar, dass mit der Oper keine simple Nonsensekunst geschaffen wurde, sondern bei Andrea Graf ein außergewöhnliches Feingefühl und eine ungewöhnliche Hellhörigkeit für Sprache vorzufinden ist. Professor Mario Andreotti, der Verfasser des Vorwortes, stellt sie in eine Linie mit Ernst Jandl und Eugen Gomringer, den bekanntesten Vertretern der konkreten Poesie. Sehr erhellend sind neben dem Geleitwort auch die Nachworte der beiden Akteurinnen „Blick in die Baugrube“ (Graf) und „Ideen zur Musik“ (Meyer), in denen sie differenziert ihren kreativen Prozess erläutern und sich als exzellente Kennerinnen ihrer Materie erweisen.

Andrea Graf und Brigitte Meyer, Solothurner Literaturtage 2011
Foto: Michael Guggenheimer

Andrea Martina Graf/ Brigitte Meyer: Die Entsorgung von all dem Zeugs. Sprechoper für zwei Stimmen und Cello. 52 Seiten mit beigelegter CD. VGS Verlagsgenossenschaft St. Gallen 2010.

ISBN 978-3-7291-1126-4, CHF 32.00/EUR 21.50.

Rezension veröffentlicht in/auf:

Südkurier 24./ 25.3.2011: www.suedkurier.de/region/kreis-konstanz/kultur-bodensee/Zivilisationsmuellpoesie-ndash-bitte-nicht-entsorgen-art;411638,4791839

IgdA aktuell Ausgabe 1, 2011: www.igda.net/mitglieder/rezension/2011_01.html

Andrea Graf

Interview

Andrea Graf, Foto: Regina Kühne

eXperimenta: Frau Graf, ihre Sprechoper „Die Entsorgung von all dem Zeugs“ lebt stark von rudimentären Sprachkulissen. Verstehen sie Sprache als klingendes Stilmittel?

Andrea M. Graf: Sprache IST Klang, Geräusch, Rhythmus, Stille. Diese primäre Erfahrung machen wir wohl schon im Mutterbauch.

Bei meinen Lesungen habe ich schon erlebt, dass Säuglinge angefangen haben, lustvoll zu quietschten, Kinder rumzuhopsen. Für sie war (meine) Sprache Musik.

Im Alltag sind wir uns meist gar nicht mehr bewusst, wie sprachprägend die musikalische Sprach-Komponente ist.

Eine uns fremde Sprache, gesprochen, präsentiert sich uns in 1. Linie als Sprachmusik.

Wie sehr die Sprachmusik sogar die Bedeutung von Gesprochenem beeinflusst, merkt man auch daran, dass derselbe Satz, je nach Art, wie er zum Ausdruck gebracht wird, seine Bedeutung völlig ändern kann.

Werden Textteile mantra-/ kindersingsangähnlich, stereotyp wiederholt, tritt ein Kippeffekt ein: Die Teile werden plötzlich als Klang/ Rhythmus wahrgenommen und eröffnen sich uns in verschiedensten

Dimensionen, werden also nicht nur auf ihre rationale Bedeutung reduziert. (geflüstert) “suis-suisse” wird allmählich nur noch als zirpähnliches Geräusch wahrgenommen.

Wenn man einen Satz akustisch nur undeutlich versteht, kann man seine Botschaft oft aufgrund seiner Sprachmelodie entschlüsseln. Wenn man Wörter undeutlich ausspricht, verwischt, sie auf ihr Klanggerüst reduziert, entsteht WortMusik.

Wiederholungen von (grüss dich) “Sali Du” $_{Sa}{}^{li}$ Du ergeben direkt einen Jodel.

Wenn ich Wörter zerschnetzle, verstümmle, bringen mich die Klänge/ Geräusche, die den WortWunden entweichen, immer wieder zum Staunen/ Schmunzeln.

z.B. “tropft”:

tro- p- -ft.

tro- (frz.) trop -p ft.

tropp -pf $^{-t\ -t}$

-pPp

pffffff

Da mich speziell jene Grenzbereiche interessieren, wo Sprache zwar noch Sprache, aber doch schon Musik/ Geräusch ist, verwende ich in meinen Texten immer auch musikalische Prinzipien. Meine Vorliebe für Musik von Renaissance und Barock schlägt sich z.B. in meinen polyphonen Stimmgeflechten nieder, in fugen-/ motetten-/ madrigalartigen Strukturen.

Wichtig sind mir auch Improvisationspassagen. Vorgegeben sind jeweils nur Klangcharakter, Dynamik und SatzBausteinchen, mit welchen improvisiert werden kann.

eXperimenta: Wollen sie mit ihren Sprachklängen eine bestimmte Wirkung beim Rezipienten erzeugen?

Andrea M. Graf: Möglich, dass im Zuhörer die Fixierung auf die rein rationale Wortbedeutung etwas gelockert wird. Eine Buchstabenkombination kann noch anderes als nur rationale Bedeutung liefern. Kann Klänge liefern, musizieren, geräuscheln.

Ansonsten aber will ich nicht “Wirkung erzeugen” – “Wirkung erzeugen” tönt mir zu sehr nach “gemacht”, “aufgesetzt”. Der einzige Rezipient, für den ich schreibe, bin ich. Mein Schreiben ist immer ein egoistisches, ich schreibe nur für mich, rücksichtslos, im besten Fall selbst-befriedigend. Natürlich gibt es mir zusätzliche Befriedigung, wenn meine Kreationen auch bei anderen auf offene AugOhren stossen. Dann fühle ich mich auch, zumindest ein wenig, verstanden.

Wenn ich schreibe, bin ich in einem Zustand, wo sich Aussen und Innen noch weniger unterscheiden lassen als im “Normal”zustand. Wenn ich nach aussen blicke, blicke ich zugleich auch in mein Inneres. Alles, was ich anblicke, ob in meiner Innenwelt oder in der Aussenwelt, erblicke ich durch meine Seelenaugen, unmöglich, mich vom Seelischen abzukoppeln. Ich versuche zu notieren, was sich mir als Bild, meist HÖRbild, präsentiert. Spinne diese Bilder weiter, “es” spinnt sich weiter, tüftle aber auch daran rum … bis “es” stimmt.

Um das Gehörte differenzierter notieren zu können, um den Klangcharakter von Wörtern bereits im geschriebenen Text festzuhalten, müssen spezielle Notationszeichen gefunden werden. Meine notierten Hörtexte sind eigentlich Partituren. Gebrauchspartituren. Deren grafische Gestaltung richtet sich nicht nach ästhetischen Gesichtspunkten, sondern nach praktischen - ich soll sofort wissen, was wie zu lesen ist. Sie richtet sich nach Sprechfluss/ -rhythmus, nach der Sprechbewegung (ähnlich Notenschrift).

Selbst wenn meine Texte bisweilen den Eindruck von völlig konstruiert/ manieriert, von artifiziellen Kopfgeburten erwecken dürften, jeder Text ist letztlich ein mehr oder weniger organisch wachsendes

– Quantensprünge inklusive – Gebilde, das eigenen, ihm inliegenden, Gesetzmässigkeiten folgt. Auch wenn ich letztere meist nicht durchschaue, habe ich mich diesen zu beugen. Will ich dem Text nämlich etwas aufzwingen, das diesen Gesetzmässigkeiten zuwiderläuft, sträubt er sich dagegen. Schlimmstenfalls kommt es zu einer Schreibblockade.

Der ganze Prozess des Entstehens ist ein Zusammenspiel von bewussten und unbewussten Vorgängen. Ein Entstehen ist oft auch ein Entgegen, ein Entgegen-k(r)ampf, wenn unberechenbare Inspirationen meinen Absichten, ein bestimmtes Textkonzept umzusetzen, in die Quere kommen. Schreiben ein MichÜben in Achtsamkeit.

eXperimenta: Arbeiten sie an einem neuen Projekt?

Andrea M. Graf: … an einem "neuen" Projekt, das ich 2006 begonnen habe.

Da "die Entsorgung" sich als ein work in progress entpuppt, also mich immer noch nicht in Ruhe lässt, da ergänzt, dort umgeschrieben werden will, komme ich allerdings kaum dazu, mich meinem neuen Projekt zu widmen. Noch ist offenbar nicht alles Zeugs entsorgt.

Zu Anfang eines neuen Projektes präsentiert sich mir manchmal bereits eine Gesamtidee, die ich später meist modifizieren muss. Oft aber präsentieren sich erst einzelne, voneinander unabhängige ProjektZellen. Einzelne Zellen bilden weitere Zellen, aus einigen wuchert's. Die einen wachsen auf andere zu, reiben sich aneinander, stossen sich wieder ab oder verwachsen miteinander. Andere Zellen sterben ab. Erwachen eventuell später zu neuem Leben.

Das neue Projekt beschäftigt sich mit dem Thema "Schöpfung", den biblischen Schöpfungsmythen (Genesis und Johannes). Der enge Zusammenhang von Entsorgung und Schöpfung wurde mir erst im Verlauf der Arbeit bewusst. Ausschlaggebend für die Themenwahl war nicht nur die poetische Kraft dieser Mythen. Mich faszinieren die zum Teil nur minimalen Unterschiede verschiedener Übersetzungen derselben Textpassage.

Mehrstimmig synchron gelesen ergeben sich minimalste Abweichungen in Klang, Rhythmus. Es entsteht ein Klangteppich mit minimalen Webfehlern, eigentlich Minimalmusic. Diese Idee soll die ersten Zellen für meine neue Sprechoper bilden.

Wohin's mich mit diesem Projekt noch treiben wird, ob's allenfalls gar scheitern wird, keine Ahnung. Schreiben ist immer auch Neuland betreten. Allzu oft ein Fallen. Ins Nichts/in Leere.

Schreiben ist kein Weichspülgang/kein Wellnessprogramm. Schreiben kann lebensgefährlich sein. Jeder Text eine Ungewissheit. Ungewissheiten lösen Ängste aus, Sinnfragen, rühren an der ganzen eigenen Existenz. Solch Ungewissheiten auszuhalten, ist wesentlicher Bestandteil des Schreibprozesses.

eXperimenta: Frau Graf, vielen Dank für diese interessanten Einblicke in Ihre Arbeit!

Das Interview führte Rüdiger Heins.

Andrea Martina Graf, geboren 1963 in St.Gallen; 4 Semester Psychologie, Uni Zürich, Vorkurs der Kunstgewerbeschule St. Gallen.

Veröffentlichungen: 1985 Die Suppenkasperin, Geschichte einer Magersucht FischerVerlag, 1987 Anders singt die Krähe... Hörspiel Radio DRS Zürich, 1989 Jahrtausendwehen Hörspiel Radio DRS Zürich, 1993 Irrungen oder der Beginn eines langen Anfangs Roman BastaVerlag SG/ZH, ab 1999 WortmusikKompositionen/ Hörtexte. 2010 Die Entsorgung von all dem Zeugs VGS Verlagsgenossen-schaft St. Gallen.

Veröffentlichungen in Zeitschriften + Anthologien (u.a. NOISMA, Entwürfe, Wienzeile). Seit 2001 Zusammenarbeit mit Cellistin Brigitte Meyer. Gemeinsame Projekte: - Ausschnitte aus Rapsodie oder RapsOde - Die RamequinVariationen (Version für 2 Stimmen + 1 Cello) - Wie kommt die EPA in den Container? - Das Appenzellerbiberli (Version für 2 Stimmen + 1 Cello) - Die EntenEntsorgung - Die Entsorgung von all dem Zeugs (Sprechoper)

www.a-d-s.ch/d/lexikon/edit/detail_a.php?id_autor=671

http://wienzeile.cc/autor/151/

LiveMitschnitt Radio DRS Solothurner Literaturtage 3.6.2011. s. Die Entsorgung von all dem Zeugs (Sprechoperausschnitte): www.literatur.ch/Freitag.753.0.htm

PartiturAusschnitt: http://wienzeile.cc/static/uploads/text/andrea_graf_container_wz58.pdf

Marcela Ximena Vásquez Alarcón

Trilogie Teil ZWEI

November Männlichkeit

Ein Mann

Ein Mann,
der mit seinem Blick den Schmerz meiner Seele abwischt.
Ein Mann, der mich mit seinem Körper verbrennt.

Ein Mann,
der meine Haare sanft streicheln kann
und seine Küsse in meinem Kopf sät.

Ein Mann, der mit mir über die Sonne und den Mond spricht
und sich vor den Küssen des Regens nicht entsetzt.

Ein Mann mit tiefem Tätigkeitswort,
dessen Mund Gott ausspricht und meinen Körper würdig beißt.

Ein Mann mit warmem Blut
und mit Schweiß in der Brust.

Ein Mann mit starken Händen,
die die Blumen vom Feld holen
und die Spreu vom Weizen trennen.

Ein Mann mit Zartheit im Blick,
der fähig ist, den Himmel nachts zu schauen
und wenn er spricht, in die Augen.

Ein Mann, der meine Räume erfüllt
und mein Haus auskleidet.

Foto Evelin Habicher: t1125

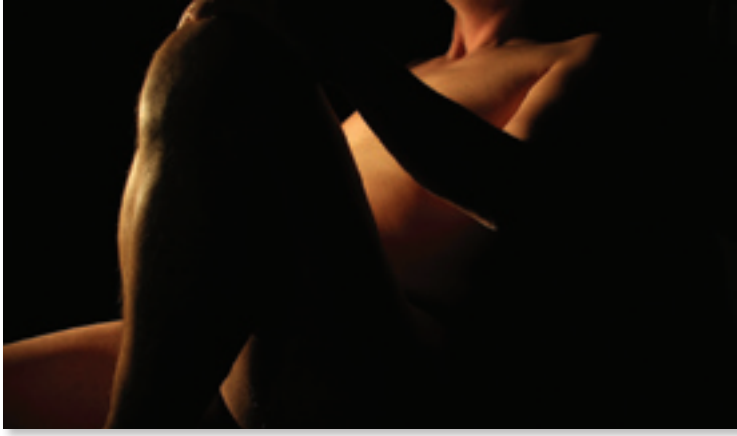


Foto Evelin Habicher: a0447

Ein Mann,
der mich seine Umgebung atmen läßt.
Einer, der mir seine Stärke vorstellt
und mir von seinen Ängste redet.

Ein Mann, der fähig ist, über sich selbst zu lachen
und mit dem man sich ernsthaft unterhalten kann.

Ein Mann, der mich sucht, wenn ich weggehe
und mir Zöpfe in meine Haare flicht.

Ein Mann, den ich in meiner Brust fühle
und mir erlaubt, innen und außen herum die Welt zu atmen.

Ein Mann mit Feuer im Mund
und Schnee auf den Händen.

Ein Mann mit lebensgefärbten Haaren,
dessen Zunge sanft, feucht und eindringlich ist.

Ein Mann, der meine Jahre zusammenfaßt
und, obwohl er meine Last nicht erleichtern kann,
mir eine Zeit von Ermutigung schenkt.

Ich weiß nicht, ob das zu viel zu fordern ist,
ich weiß aber nur, daß
ich mir einen solchen Mann wünsche.

... Ein Mann, wie diejenige, die nicht existieren
oder die,
die ich noch nicht finde.

Feuer vom Mann

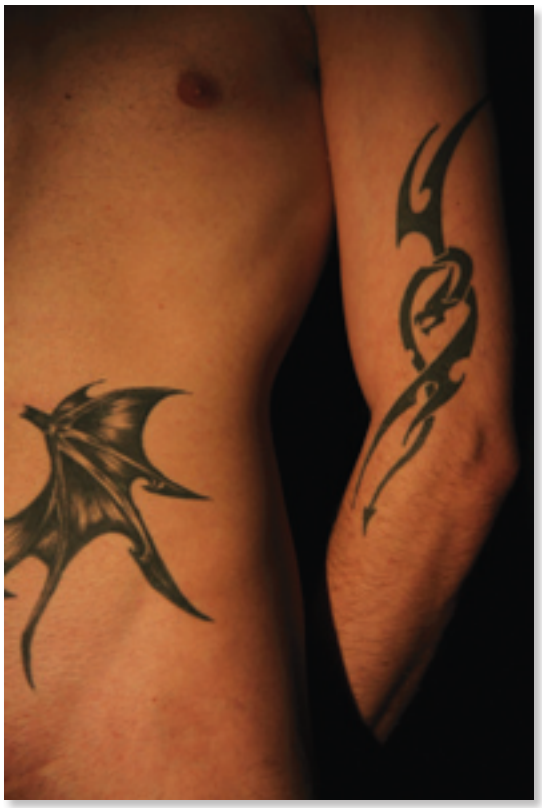


Foto Evelin Habicher: c8164

Die Memoiren Deiner Hände
brennen auf meinem Körper.
Die Vulkane Deiner Pupillen
und die Baumwolle Deines Mundes
lassen mich nicht verdienen
die Spiegel des Mondes,
die Dein Gesicht auf den Straßen
und auf meinem Bett zeichnen.
Warum haben wir uns getroffen?
Aus welchem Grund fand ich Dich?
Warum hast Du mir
den Wahnsinn Deiner Hände
als Erbe hinterlassen?
Dein Feuer ließ Deine Kleider
auf meinem Bett in Flammen aufgegangen.

Mund vom Mann

Dein tiefer Mund
mit tausend Zungen
mit tausend Feinsinnigkeiten.
Dein Mund eines einzigen Mundes:
meines.

Deine Identität

Du bist der Zauberer
des Tages und der Nacht,
kontrollierst die Stunden,
die Sekunden und die Jahreszeiten

Du bist der Halbgott der Inspiration,
halb Sex, halb heiliger Mann

Du bist die Fantasie, von der ich fliehe
und von der ich träume,
sie beim Spaziergang
an der Ecke zu finden

Du bist der Alchimist,
der aus Balsamen Lava schafft.
Deine Worte reiten als Nachrichten des Königs
Deine Bitten führen mich
in den Tunnel des Todes

Du bist der Allmächtige der Natur,
lässt es in meinem Hause regnen
oder pflanzst die Sonne auf meinen Wänden

Du bist der Anstifter
des intimen Aktes,
wenn ich allein bin
und dich ernenne

Marcela Ximena Vásquez Alarcón, Übersetzerin Deutsch-Spanisch, M.A. in Linguistik, geboren am 8. März 1970 in Concepción, Chile, lebte ca. 10 Jahren in Berlin mit ihren zwei Kindern. 1996 promovierte sie mit dem Thema: „Evaluation multimedialer Lernprogramme nach neuropsychologischen und konstruktivistischen Anforderungen des Lernens – am Beispiel des Erlernens des Deutschen als Fremdsprache“ an der Technischen Universität Berlin. U.a. nahm sie an der Projektwoche Lateinamerika-Projekt gegen Rassismus an der Puschkinschule, Lichtenberg, Berlin, an dem „VIII Internationalen Treffen von Dichterinnen in Mexiko“. Oaxaca, Ciudad de México und an der „V. Internationalen Dichterbegegnung Lateinamerika – Berlin 2000“ teil. Seit 2006 wohnt sie wieder in Chile. Zur Zeit arbeitet sie im Zentrum für Innovation und Qualität in der Lehre an der Universität Talca.

Du bist die gegenseitige Durchdringung
der Leeren meiner Seele
und der konvexen Lüste meines Fleisches

Du bist, der mich aufruft,
Akte des Wahnsinns zu begehen,
an Bäumen zu verweilen,
und den Leuten zuzulächeln.

Du bist der, der Feuer
auf meinem Blut verstreut
und mich
von Kopf bis Fuss
mit Sternen begiesst

Du bist der Herr des Lichtes und der Dunkelheit,
zündest Wirbel in meinem Körper an
und verdunkelst die Welt,
damit ich nur dein Gesicht sehe

Du bist der Ritter,
der nie an meine Tür klopfte

der Engel, der zur Erde geschickt wurde,
um die ätherische Frau zu retten

Du bist der Gastgeber
von mystischen Trinkgelagen
und der Schöpfer der Lagefeuer

Du bist der Mensch,

der seine göttliche Identität noch nicht erkundet

Du bist der Hausarzt gegen all meine Krankheiten,

du bist die Hebamme meiner Träume aus Glück

Du bist die Musik in jedem Akkord und Ton,

du bist die Essenz

für jeden Leckerbissen des Kosmos

Du bist die Kristallisation dessen,

was ich fürchte,

und dessen, was ich beherrschen will.

Du bist das Ritual der Hingabe,

das mich aufruft, mich zu opfern.

Du bist die mystische Orgie,

die ich mir zu meinem Geburtstag wünsche.

Foto Rüdiger Heins: beim Barte des Propheten

Du bist der,

der tausend Kilometer entfernt ist,

und mir keine Chance gibt aufzuhören,

seine Augen anzusehen

Du bist Zeus mit Flügeln und Glied

auf der Suche nach der Hohepriesterin des Phallus

Du kannst die Orientierung der Planeten ändern,

die Welt verschwinden lassen

und jede Spezies wieder neu fortpflanzen.

Du bist es, von dem ich träume,

den ich begehre und

auf den ich warte.

Du bist der Einzige, der zählt.

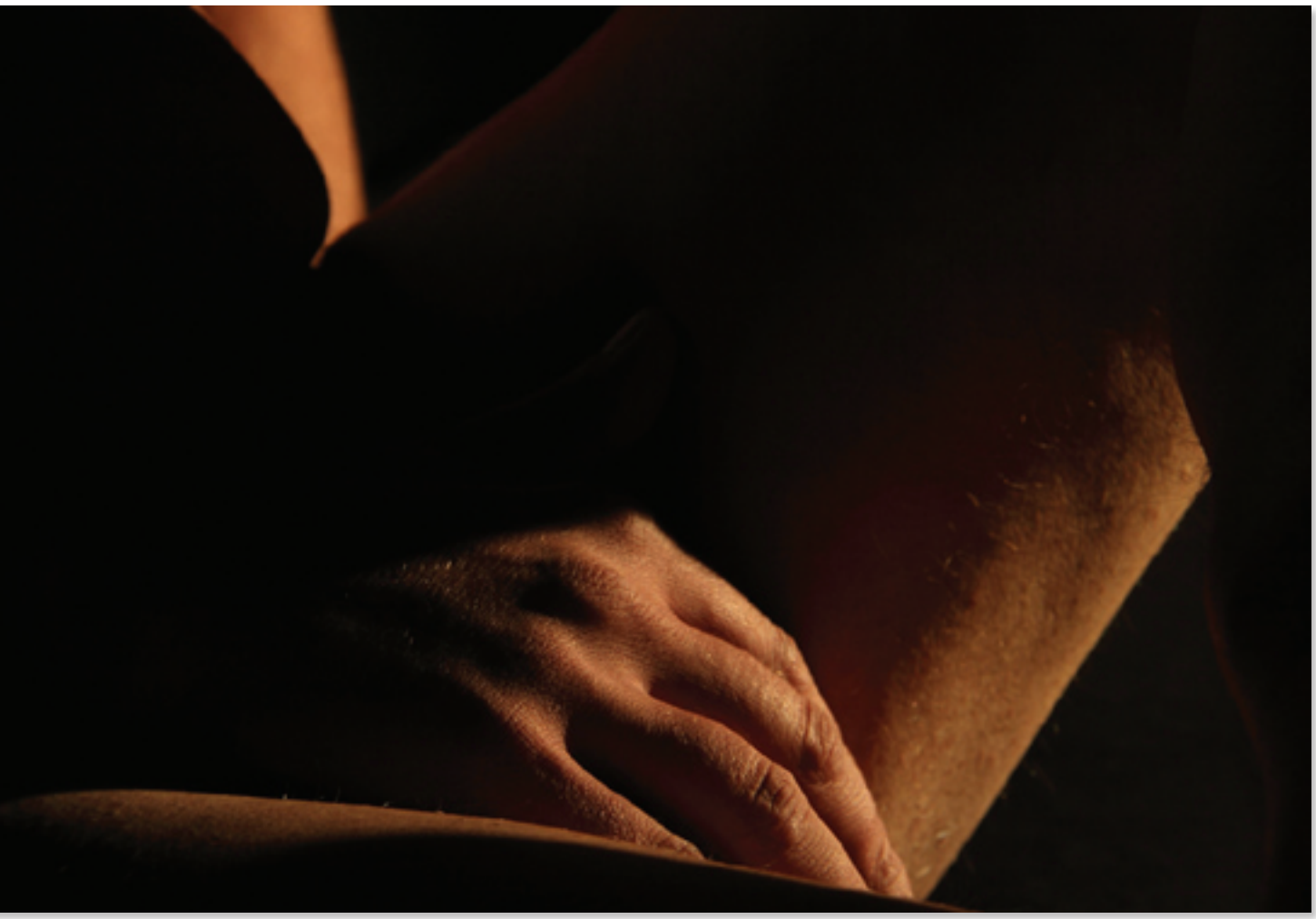


Foto Evelin Habicher: a0454

eXperimenta-Formatvorlage

Sie möchten Ihren Text in der eXperimenta veröffentlichen?

Dann nehmen Sie uns etwas Arbeit ab und senden ihn direkt im geeigneten Format!

Die Vorlage dazu können Sie mit einer Email an **redaktion@experimenta.de** anfordern.

Wir freuen uns auf Ihre Einsendung!

Allen Ginsberg

Allen Ginsberg und Peter Orlowski, ArtM wikipedia.org

Süßer Knabe, gib mir deinen Arsch

laß mich dein Gesicht küssen, deinen Nacken lecken
deine Lippen berühren, Zunge Zungespitze kitzeln
Nase an Nase, stille Fragen
jemals zuvor mit einem Mann geschlafen?
Hand streichelt langsam deinen Rücken entlang zu der Backen feuchtem Haar weichem Arschloch
Augen verschwimmen ineinander, eine Träne vor lauter Schauen -

Komm Junge, Finger durch mein Haar
Zieh an meinem Bart, küsse meine Augenlider, züngle mein Ohr, Lippen leicht auf meiner Stirn
– traf dich auf der Straße du trugst mein Gepäck –
Lege deine Hand auf meine Beine,
dort angelangt berühre des Pimmels Schaft köstlich
heiß in deiner gewölbten Hand, weicher Daumen auf Schwanzspitze –

Komm komm küsse mich vollippig, nasse Zunge, Augen offen –
Tier im Zoo schaut aus dem Schädelkäfig – du
lächelst, ich bin hier so auch du, Hand folgt den Linien deines Unterleibes
von den Brustwarzen den Brustkorb mit seiner weichen Haut hinunter an den Bauchvenen vorbei,
den Muskel entlang zu deiner seidig schimmernden Leistengegend
über den langen Pimmel zu deiner rechten Hüfte
die weiche Muskelstrangstraße wieder zum Tittchen hinauf –
Komm beug dich runter lutsch ihn mir deine Kehle
nimmt meinen Schaft bis zur Zungenwurzel auf
Saug Schwanz satt –
Ich mach dasselbe deines Pimmels weiche Haut, lecke deinen Arsch –
Komm Komm, öffne dich, Beine breit hier dieses Kissen
unter dein Gesäß
Komm nimm es hier die Vaseline der Steife hier ist
dein alter Arsch locker in der Luft liegend – hier ist
ein heißer Pimmel an deinem weichmundigem Arschloch – entspanne einfach und laß ihn rein –
Jaa entspanne einfach he Carlos laß mich rein, ich liebe dich, jaa wie kamst
du eigentlich hierher abgesehen von diesem Kuß Arme um meinen Hals geschlungen
Mund geöffnet deine
zwei Augen blicken auf, diesem harten langsamen Stoß diese
Weichheit diesem entspannten süßen Seufzer.

New York, 3. Januar 1974

Übersetzung: Jürgen Schmidt, Hannover. Mit freundlicher Genehmigung der Apartment Edition

Allen Ginsberg, * 3. Juni 1926 in Paterson, New Jersey; † 5. April 1997 in New York City war ein US-amerikanischer Dichter der Beat Genration.

Klaus Klausens

Gedichte und Prosa

Klaus Klausens wurde 1958 in Krefeld geboren. Nach einer Ausbildung zum Drucker arbeitete er seiner Heimatstadt und Berlin in diesem Beruf. Nach einem Studium der Amerikanistik und der Publizistik folgten verschiedene Tätigkeiten in den Printmedien, bei Fernseh- und bei Radiosendern. Unter anderem war er als Sketchschreiber für den Sender Freies Berlin (heute Teil des RBB) tätig. Später folgte eine Anstellung beim Goethe-Institut.

Seit dem Sommer 2005 ist Klaus Klausens, der in Königswinter lebt, ausschließlich als Autor tätig. Seine umfangreiche Publikationsliste umfasst alleine elf Monographien.

R – OB DAS SASS?

1

„Wo warst du gestern?“, hörte man ihn gellen,

Als sie sich mit einem „Das frage

ich mich ja auch!“ vor ihm wand.

2

Aber da erklärte er in aller rationalen

Männlichkeit der ewigen Kühle

Seines so plumpen Herzens ungalant:

3

Wisse! Es ist nicht das gleiche,

Sich eine Frage zu stellen.

Und: Sich einer Frage zu stellen!

Der Sonndowner

Ich sagte noch, dass ich gleich schweigen würde. Auf Englisch und Deutsch, ein säuselndes Liebesgemisch. So hingen wir in den aasenden Sandresten, in die Laken verwickelt und hofften, dass sich nichts jemals ändern würde. Die Wärme tat uns beiden gut, sehr gut. Mit der einen Hand fing ich als Spiel den anderen Sonnenstrahl, Kathy versuchte selbiges mit der Zunge, die dann aber am Saum meines Mundes hängenblieb. Ja, dann doch! Trocken war das Geinnerte des Rachens. Krumen des Brotes vermischten sich mit den Spitzigkeiten dieses rieselnden Sandes. Man wollte alles wegspülen. Der Sand nämlich war über uns gekommen, unter uns, zwischen uns. In diesem leichten Tornado des Knirschens erschien uns das Sonnenhell als etwas Befreiendes. Alles hob und senkte sich. Der Strand war voller Menschen, die abwesend ins Wasser schauten. Wir zwei hatten uns einzigst auf der Welt lieb, hätte man meinen können. Kathy und Jobo, der tollste Beachvolleyballer aller Zeiten. Ja: Ich! Jobo bin ich! Der Sonndowner. Einer der Besten der Besten. Ich schaute zum eingerollten Netz. Sie, Kathy, wollte nun trinken, dass der Durst auf die körperliche Begegnung sich etwas mindern noch ließe. Man musste sich ja doch zügeln, im öffentlichen Raum. Streicheln ja, aber mehr wohl kaum. Zumindest bei diesen vielen Menschen. Trinken. Kathy wollte trinken. Das wurde ihr gestattet. Hermann reichte von rechts neben uns eines dieser Mixgetränke, die Limonade und Alkohol im Gleichen anzukündigen wissen. Diese

Mischung, aus der man nicht klug wird, aber auch nicht froh. Die Sonne war hinten am Himmel und suchte sich schon das Orange zusammen. Dieser Abend würde vergehen, auch das stand fest. Aber wir kämpften noch um die Minuten, bis dass es so weit wäre. Kathy und ich waren so eng beieinander. Diese Sonne grüßte mit aller Kraft des Abends unser Zusammensein. Hermann und Valerie, gleich neben uns, aber – ich sah es – eher weniger innig. Ich schaute nochmals hinüber. Sie kannten sich schon 14 Monate, wir uns erst drei. Das war der kleine Vorteil, den auch der Giganto-Ball spürte, der sich am Horizont verziehen wollte. Der Sonnenball. Er drohte uns sein Verschwinden an, ein Absacken, oder so. Bald wären wir allein in der Kühle des Abends, die eine leichte, klamme Nässe hinterlassen würde, und vielleicht kühle Gefühle erbrächte. Später. Jetzt aber war es noch schön, strahlend und wundervoll strahlend schön. In allem und jedem winkte uns die Verheißung auf weitere Tage und Nächte; eine leidenschaftliche Liebe lächelte uns an, jetzt, wo wir doch verzahnt waren ... in diese Trias von Sand, Laken, Körper ... und immer noch El Sol dabei, aber jetzt schon in einer anderen Farbe, sich nun schon dem Rötlichen oder gar Roten hingebend. Ich nuckelte an meinem Alkohol-Pop-Up ... und doch auch an ihr. Sie nahm meine Flasche weg und suchte meine Zunge. Hermann saß wie steif neben Valerie, aber wir zwei hier, Kathy und ich, waren fast schon eins, von der Seele her ... unter dieser geborgten Sonne, die weiter drückte und dunkler noch wurde. Ja, sie drohte uns das Ende des Tages an, aber damit auch das Ende dieses herrlichen Gefühles. Gleich schon würden wir aufstehen müssen, um uns wieder aufzumachen, in dieses etwas unschöne Hotel, wo dann das lange Duschen anstünde, dass wir uns des Sandes entledigten. Dann auch würden wir etwas von dem Brennen spüren, was wir heute unserer Haut angetan hatten. Zu viel draußen, zu wenig Schutz. Aber schön war es gewesen. Wir hatten zudem gewonnen. 3 lange Spiele. Alle gegen die Holländer. Aber hier und jetzt war es doch nicht so weit, denn der Ball verging noch, war noch rot, schien zu glühen, sodass wir beide uns nach enger hielten, um das Spektakel zu schauen. – Auf einmal gab es einen riesigen Plumps, einen gar zu lauten Knall.... und gigantische Fontänen von Wasser ergossen sich über uns. Hilfe, Hilfe! Nein, nein, der Ball hatte sich nicht gesenkt, sondern war einfach abgestürzt. Von dort oben im Himmel, an der Kante des Horizontes, dunkelrot glühend, fast schon braun, war er hinuntergefallen. PLUMPS! Was für ein Szenario, wie unwirklich! Und doch war alles vorbei. Der Schrecken nahm unmittelbar und sofort jede Anmut von den Möglichkeiten der Stunden, die jemals noch vor uns gelegen hätten. Diese Liebe hier hatte keine Chance mehr. Nass war ich, erstarrt, verwundert. Jetzt stieß ich Kathy, die schrie: „Was bist du so roh?“, kräftig beiseite, sprang auf, rammte dabei Valerie, verfing mich auch kurz an Hermanns Rucksack und rannte dann schreiend wie alle anderen nur noch davon. Die Sonne war runter und ich total down. Jobo, den Sonndowner wird es so nie mehr geben. Bei allen Mädchen hatte es funktioniert, nur bei Kathy nicht.

Hans-Jürgen Buch: No Banana, 70 x 100 cm, (Vektorenmalerei)

Rüdiger Heins

Männertreuer Herrenabend

Foto Rüdiger Heins: 69

mannOmann

männertreuer herrenabend

schießbewühl und heildigeil

ochsenbraut zu pimpernell

puffgeschrei und rummspapa

rosmarin gen thymian

giergegaff auf tiefgeflügel

wespennest vor zuckerdose

zwiebelkraut in herrenhose

mannomann mannOmann

Aus: Der Ketzer von Veduggio

Hans-Jürgen Buch

Gedichte

wo kann ich

wo kann ich sein
mit zittern, beben,
schrei'n und weinen?
wer gibt mir mut,
mit dieser
angst zu bleiben?

mein schrei
bleibt stumm,
denn wo er ist,
darf ich nicht sein
und wo ich bin,
da ist kein schrei'n

wann hab ich kraft
im schrei zu sein?
um meine angst
zu zeigen?

enge gefühle

enge gefühle
aus
vergangener zeit
schleichen sich
in die gegenwart.
die antwort
auf sie
ist die flucht
von allem
in mein
gespaltenes inneres
ich will
mit anderen
doch nur ganz allein
kann ich mich aushalten

Foto Rüdiger Heins: Island I

schreib

schreib gedichte
und die zweifel beginnen.
im innern
die stimmen
meinen
es gäbe
besseres zu tun.
das bin ich,
der sagt:
du musst jetzt dranbleiben.
der sagt:
nicht etwas
anderes tun.
der sagt:
es macht sinn,
das allein sein.

der noch wenig sagt:
schreiben tut gut

der noch wenig sagt:
jetzt fällt mir
nichts mehr ein

der noch wenig sagt:
bewegung macht glücklich

der noch wenig sagt:
eben läuft's
nicht so gut.

der einfach sagt: o.k.

denn wenn es
in mir stockt
so spüre ich das.

vereinsamt

was ist der wert

in diesen zeiten,

wo gute namen

nur bei werbung klingen?

wo treu und glauben

nicht mehr existieren,

wo nur kredit erhält

wer hat?

narzistische zeiten

verleiten

nur sich zu sehen,

vereinsamt

durch die welt zu gehen

aus angst

vor dem versagen.

vermeidung

die vermeidung von auseinandersetzung

bedeutet harmonie bei lebendigem leibe.

Foto Rüdiger Heins: zupacken

Foto Evelin Habicher: pp2585

Foto Rüdiger Heins: immer noch lachen

ich wäre

ich wäre gern

ein anderer,

als ich bin.

und ich bin

ein anderer,

als ich meine

zu sein.

aber nicht der,

der ich wäre,

wenn ich bin.

zu lieben

dich zu lieben,

wie andere

das mit andern tun

ist mir nicht möglich.

denn

was ich sehe

ist illusion,

sind fade kompromisse.

dich zu lieben,

wie ich liebe

bedeutet

herauszufinden,

was meine liebe ist.

Hans-Jürgen Buch, geboren 1952, Dipl.-Designer und Körper-Psychotherapeut, befasst sich seit ca. 20 Jahren mit Dichten und Schreiben. Von 2000 – 2010 Kurator bei Degussa (WD). Verfasser von 40 Einladungen zu Kunstausstellungen, Redenschreiber zu Vernissagen, Hobbyfotograf.

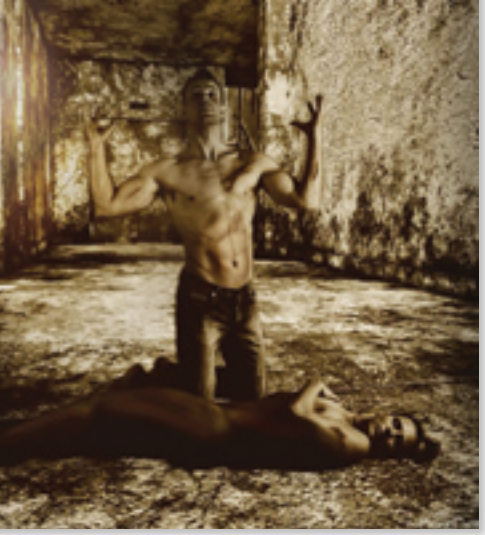
Michaela Stumpf

Die Männlichkeit

Michaela Stumpf: Dominanz

Nichts scheint Männern mehr ans Gemüt zu gehen, als die Emanzipation. Hat sie doch zur Folge, dass die Männlichkeit in Frage gestellt wird. Der Mann ist heute nicht mehr das, was er einmal war. Jedoch in der Vorstellung vieler Männer muss der Mann immer noch der Beschützer, der Ernährer, der Führer, der Angesehene sein. Echte Männer zeigen keine Gefühle, kennen keinen Schmerz, geben niemals auf, verlieren nie. Natürlich gibt es Ausnahmen, aber um die kümmere ich mich ein anderes Mal. Jetzt interessieren mich nur jene, die ein Problem mit der Emanzipation haben. Es kratzt an ihrer Männlichkeit, wenn die Frau in Männerberufen erfolgreich ist, ganz schlimm, wenn sie auch noch führende Posten übernimmt. Immer mehr Frauen werden selbständig und haben erkannt, dass sie auch ohne Mann durchs Leben kommen können. Das belastet den Mann und er fühlt sich seiner Männlichkeit beraubt. Wenn Frau dann noch mehr verdient, einen höheren Bildungsabschluss hat und ihm in vielen Dingen überlegen ist, dann steht es ganz schlimm um ihn. Natürlich gibt es immer noch Frauen, die zu Männern hilfesuchend, schutzsuchend und bewundernd aufschauen. Selbst dann, wenn sie von diesen Männern unterdrückt und erniedrigt werden. Denn das symbolisiert doch Männlichkeit. Männer wollen auch nicht auf Frauen hören. Das ist unmännlich! Geschickten Frauen gelingt es, ihre Meinung dem Mann so zu vermitteln, dass er denkt es sei seine Meinung gewesen. Ich kann über die männliche Einstellung nur schmunzeln, kann aber akzeptieren, wenn Mann nicht auf Frau hören mag. Laut auflachen muss ich dann allerdings, wenn eben diese Männer sich mit dem Auto verfahren, dadurch zu spät kommen und dies auf ihr Navi schieben.

Michaela Stumpf: Kräfte messen



Hat es sie doch ganz falsch gelotst. Da stellt sich mir die Frage, warum war er nicht männlich genug, NICHT auf die weibliche Stimme des Navis zu hören?? Männer, euch fehlt es nicht an Männlichkeit sondern einfach nur an Selbstbewusstsein.

Michaela Stumpf: Beschützer

In jedem Mann steckt eine Frau

Es soll ja tatsächlich Männer geben, die sich vor mancher Arbeit drücken, weil es angeblich Frauensache sei - wie bügeln, kochen und putzen. Dafür gibt es aber keinen Grund. Denn in jedem Mann steckt eine Frau! Manche Männer haben es schon erkannt. Sie tragen rosafarbene Hemden, obwohl rosa doch als weibliche Farbe gilt. Sie übernehmen sogar Hausarbeit und Kindererziehung. Ja, manche können sogar sentimental sein und auch bei Liebesfilmen weinen, obwohl das eher uns Frauen nachgesagt wird. Immer mehr Männer benutzen Pflegeprodukte und gehen zur Maniküre und Pediküre, sie lassen sich Körperhaare entfernen, haben eine Vorliebe fürs Shoppen entdeckt und stehen dazu, metrosexuell zu sein. Doch noch immer gelten solche Männer als Ausnahme und werden von „richtigen“ Männern als Weichei, Warmduscher und dergleichen betitelt. Dabei liegen die so genannten „typischen Frauensachen“ in den Genen der Männer. Denn sie besitzen das weibliche X-Chromosom. Wir Frauen dagegen, wir müssen nicht alles können. Alles was unser Können überschreitet, muss definitiv im männlichen Y-Chromosom festgelegt sein, welches wir Frauen nicht besitzen. Es kann aber schon sein, dass wir perfekt manche „typischen Männersachen“ beherrschen und technischen Verstand beweisen. Wahrscheinlich liegt das dann doch eher im weiblichen X-Chromosom. Wenn man es sich so recht überlegt, gibt das Y-Chromosom nicht unbedingt das her, was Frau können und besitzen müsste. Im Y-Chromosom liegt wohl hauptsächlich das männliche Geschlecht, jedoch sicherlich die Tatsache, dass Männer in Frauenkleidung nicht gesellschaftsfähig sind. Wir Frauen dagegen können sehr wohl Männerkleidung (gibt es die überhaupt?) tragen. Also Männer seht es endlich ein: In jedem von euch steckt auch eine Frau!

Michaela Stumpf: kleiner aber Mann

Michaela Stumpf, geboren am 25.10.1972, lebt zusammen mit ihren beiden Kindern, ihrem Partner und dessen Sohn als Patchworkfamilie im Westerwald.

Schon in frühen Jahren hat sie angefangen ihre vielseitige Kreativität auszuleben. Sie schreibt, gestaltet Bilder und fertigt Glasgravuren an. Zudem befasst sie sich mit der Fotografie. Vorwiegend als Modell vor der Kamera und als Bildbearbeiterin.

Frau Stumpf war einige Jahre als freie Journalistin für eine Tageszeitung tätig. In der Zeit hat sie auch einige Glossen geschrieben

Bernhard Bieling

Bernard Bieling: Brothers in mind

Bernard Bieling: Sag mir wo die Blumen sind

Bernard Bieling: The Golfer

Bernard Bieling: SAMO (Same old shit) Portrait of Jean-Michel Basquiat

Bernard Bieling: Banana Islands

Bernard Bieling, Jahrgang 1952 studierte Kunst und Kommunikationsdesign an der Muthesius-Hochschule Kiel. Über drei Jahrzehnte hinweg arbeitete er als selbstständiger Designer. Zu seinen Auftraggebern gehörten Unternehmen wie Siemens, Mannesmann und Digital-Kienzle.

Seit dem Jahr 2000 ist Bernard Bieling ausschließlich als freier Künstler tätig. Seine Acryl-Malereien, Collagen und Siebdrucke sind seitdem auf unzähligen Ausstellungen zu sehen gewesen. Auf seiner Internetpräsenz www.gallery-art4you.de kann seine Kunst betrachtet und erworben werden.

Bastian Exner

Sören Heim

Sören Heim, geb. 1984, lebt in Bingen am Rhein und arbeitet als freier Journalist, Autor und Übersetzer. Er veröffentlicht seine Werke in der Bibliothek Deutschsprachiger Gedichte und im Selbstverlag. Im Jahr 2009 wurde er mit dem 3. Platz des Nachwuchspreises der Interessengemeinschaft deutschsprachiger Autoren (IGdA) ausgezeichnet.

Bastian Exner

: Guernica

„Oh, es war Verrat, Geliebter!
Sie haben uns in die Wüste verbannt, ohne Wasser.
Aber ich glaube, auch in der Einöde kann ein verirrter
Samen treiben, mit Glück“ (aus: Bulbuls Bekenntnisse)

Das rote Tuch! Träumte er wieder? Er sah das rote Tuch oft, im Schlaf, so wie es einst im kühlen, abendlichen Wind geflattert hatte.
Er schlenderte über den Kirchplatz. Er setzte lethargisch einen Fuß vor den andern. Die Straße war staubig, die Luft tief orange. Der Horizont flimmerte zwischen Wänden aus beigem Sandstein. Wie spät mochte es sein? Fünf vielleicht. Die Sonne brannte.

Träumte er? Nein. Er war wach.

Rund um die Mauer: Wüste. Himmel. Geier.
Die Stadt versank im Staub, seit er denken konnte. Das hatte sonst kaum gestört. Das war man gewohnt. Vielleicht war es heißer geworden, seit die Stiere gekommen waren. Vielleicht auch nicht. Fragen. Er konnte nicht sagen, ob es andere Städte gab. Städte, in denen man freier atmete. Auch hier: Vielleicht.

„Wenn die Luft rein ist, hängt es an der Wäscheleine. Dann kommst du mich besuchen. Du kannst es vom Café aus leicht sehen. Eile, ich warte dann“.
Sie hatte das rote Tuch stets getragen, wenn sie mit den anderen in der Straße musizierte. So war sie ihm aufgefallen. Sie stach noch aus jener bunten Gruppe heraus.
„Sie zu, dass Papa dich nie zu greifen kriegt, hörst du?“

Er lächelte traurig, als er an ihren Vater dachte. Er stand nun inmitten des Kirchplatzes, der ihn kreisrund umschloss. Der Vater war ein Torero gewesen. Klein, aufbrausend, mit Hang zur Cholerik.

„Der Mann war mein schlimmster Alptraum“, erinnerte er sich. Als die Stiere kamen, war er der erste, der starb.
„Wer hätte gedacht, dass ihr Vater sterblich war?“

Früher hatten sie sich auf dem Kirchplatz treffen können, oder im Café Estrela. Man las, man stritt. Man trank und rauchte. Die Stadt war schon immer beengend gewesen, ja. Aber man schlug sich durch.
Wenn ihnen der Sinn nach Abenteuern stand, gingen sie in die Kneipe der Gerber, bei der Mauer. Dort waren die Nächte wild, die Menschen roh. Aber man war ungestört, und man spürte das Leben brodeln.
Nun, der Kirchplatz menschenverlassen, wehten ihn die alten Erinnerungen an. Der Tänzer, die Malerin. Sie konnte jedes Gesicht der Stadt aus dem Gedächtnis zeichnen.
„Es gibt nur zwei Gesichter“, sagte sie immer.
Die drei traurigen Dichter, die nie eigenes Geld verdienten. Und sie natürlich, die Stimme.
Wie sie durch die Menge wirbelte, mit dem ganzen Körper Töne formend. Ihr rotes Tuch ein Schleier von Feuer.
Nur ihretwegen hatte er sich der Gruppe angeschlossen.
Er ging noch ein paar Schritte, blieb wieder stehen. Er rieb sich die Augen.
Er zögerte. Er lachte. Verstört, erfreut, ängstlich. Es hing dort, an der Wäscheleine, tatsächlich.

Zwischen grauen Lumpen. Das rote Tuch.
Er wollte darauf zustürmen. Er wollte alle Vorsicht vergessen. Doch er blickte sich um, wie ein Verfolgter.
„Sie ist“ flüstert er leise, als könnte ihm jemand zuhören, „wahnsinnig geworden. Das muss es sein. Oder?“

„Wir können es nicht mehr riskieren“, hatte sie gesagt. „Sie riechen die unkeuschen Gedanken, die am Stoff kleben. Es wäre das Ende“.
In der Gruppe hatten sie sich da schon lange nicht mehr getroffen. Als die Stiere gekommen waren, hatte man sich verstreut, versteckt,
verstummte.

Nur vieldeutige Blicke wagten noch auszudrücken, worüber niemand offen sprach. Da hatte der Tänzer längst sein Standbein verloren, und die Malerin angefangen, nur noch schwarze Quadrate zu malen.
Da waren die Gerber schon in den Dienst der Stiere getreten, und hatten ihnen jene zweite Haut geschaffen, die sie unverwundbar machte.
In die Gerber hatte man doch alle Hoffnung gesetzt.

Bernard Bieling: Spanish Blood

„Und gerade jetzt sollen wir uns das Letzte versagen, wofür es sich zu leben lohnt?“, hatte er sie gefragt. Und sie: „Willst du alles riskieren, für einen winzigen Augenblick der Erfüllung? Willst du den Kampf aufgeben, unseren großen Kampf?“
Glaubte er nicht mehr an Morgen?
Vielleicht hatte er nie an den Morgen nie geglaubt. Vielleicht hatte er vom Kampf nichts verstanden. „Gegen den Staub geht es“, hatten sie gesagt, „und gegen das immer gleiche Geblöke“. Deshalb sangen sie, tanzten sie, schrieben.
Er hatte verstanden, dass die Gerber in dem Kampf eine entscheidende Rolle spielten, weil die Gruppe alleine machtlos sei. Doch vielleicht hatte er sich ihnen auch nur angeschlossen, weil dort die Liebe möglich schien.
„Und selbst dort nicht ganz. Für die wirklich speziellen Stunden hatten wir das rote Tuch“.
Das Tuch. Los, geh schon!

Geh? Nun gab es keine Gruppe mehr. Die Gerber waren Feinde.
Er ließ den Blick schweifen. Noch immer keine Seele auf dem Kirchplatz. Noch immer alle Fensterläden geschlossen. „Willst du alles riskieren, für einen winzigen Augenblick?“
„Ja! Ja! Ja, ich will. Wo doch sowieso die Zeit stillsteht“.
Die drei traurigen Dichter rezitierten jetzt einzig den „Llanto por Ignacio Sánchez Mejías“.
Tag ein, Tag aus.

„Wo doch sowieso die Zeit stillsteht“. Die Erkenntnis traf ihn wie ein Schlag. „Wo doch sowieso die Zeit still steht“. Er wiederholte den Satz, für sich, wie ein Mantra. Dann begann er zu laufen,

langsam erst, dann immer schneller. Er hatte noch keinen Stier angetroffen, heute.
„Aber das heiß nichts, heißt gar nichts“. Sie zeigten sich nur noch selten, sie waren sich ihrer Sache sicher.
Er spürte die Sonne nicht mehr, er rannte nun. Schwitzte er? Vielleicht. Er atmete stoßweise. Er erinnerte sich an ihre erste Nacht. Der Torero war ausgeritten. „Das haben wir für uns, das haben wir nur für uns“, hatte er ihr zugeraunt. Staub drang tief in seine Lungen, es berührte ihn nicht. Der Kirchplatz wurde ihm zu weit, nur eins zählte. Das rote Tuch, dort, an ihrer Leine. Wo es früher immer im Wind geflattert hatte. Dort.

Als der heiße, feuchte Atem seinen Nacken umfing, weilte er schon in einer anderen Welt. Er vernahm das Scharren der Hufe. Das Schnauben.
Er streckte die Arme weit aus, er streifte es sanft. Das rote Tuch.
Ihr rotes Tuch.

„¡Ay qué terribles cinco de la tarde!
¡Eran las cinco en todos los relojes!
¡Eran las cinco en sombra de la tarde!“

Foto Evelin Habicher: pp1794

Michaela Stumpf: Messina

Bettina Radermacher

2012

Ehereife !

Das Paar ruft den Mediator,
das einst auf ewige Liebe schwor.
Gespräche sollen wieder fließen und sich in Erotik ergießen.
Das, was Jedem fehlt und der Andere hat, könnte sich ergänzen,
doch Beide wollen den Austausch schwänzen.
Sie tanzt selbstverwirklicht in Nymphomanie,
er geht aushäusig schwänzelnd in die Knie.
Die Seelen klinken sich aus,
da ist keine Liebe in diesem vorbildlichen Haus !
Der Mediator rät zu Rollenspielen,
als ob Gefühle aus Kostümen fielen !
Das Schicksal könnte einschlagen,
dass sich Beide wieder vertragen.
Krankheiten öffnen das Herz,
Das Mitgefühl lindert beider Schmerz.
Die Vergänglichkeit rüttelt die Seelen wach,
gemeinsam geht's weiter mit Ach und Krach.
Das freundschaftliche Band wird stärker,
das Bewusstsein vom Sterben bringt Beide immer näher.

Bettina Radermacher, M.A., geboren 1954 in Nordhorn, studierte Publizistik, Philosophie, Logik & Wissenschaftstheorie sowie Textiles Gestalten. Neben Ihrer Tätigkeit bei der VG WORT unterrichtet sie Yoga und Mentaltraing in Fitness-Studios und Firmen sowie in ihrem Münchner Meditations-Studio: Yoga & geistiges Heilen.

Ihre Lebenslyrik verbindet Philo-ophie, Spiritualität und Poesie.

Ihre Gedichte im BlogYogi-Poetry:
www.bettina-yoga-kuss.blogspot.de

Philosophie in Poetry:
www.lebens-lyrik.blogspot.de

Texte auf der HP:
www.bettina-radermacher.de

Foto Carlotta Ostmann: Impression II

2012

Das Wort zum Sonntag !

Michaela Stumpf: der Beschützer

Sie mutiert zu seiner emsigen Maus ,
er schläft oft heimlich außer Haus.
Im Ehebett menschelt es gewohnheitsmäßig,
die Triebe sind eben allzu oft sehr gefräßig !

Der Tick vom Mann,
er glaubt, dass er immer kann.
Bei jedem kleinsten Reiz,
denkt er ausschließlich an Eins.

Meint, Frau sei genauso wie er
und laufe ihm permanent hinterher.
Das tut sie mitnichten,
sie weiß ihre Impulse zu gewichten!

Er ist auch nicht faul
und aus Saul wird ein Paul !
Er setzt privat neue Prioritäten
und kann mit ihr astreine Projekte jäten.

Gibt es auch Reibereien dann und wann,
Beide reifen zu einem super Lebensgespann,
lassen Lapalien und den Alltag links liegen,
Ihr herzliches Verständnis wird immer siegen.

17. Mai 2012

Männer-Tag !

Es ist der Tag der Väter,
der Gründer und Wahrheitsverräter ?
Die Haare ergraut, die Karriere versaut,
verstreut der Erzeuger weiter seine Samen,
weiß nicht, wie viele seiner Gene auf dem Sofa zur Welt kamen.
Der Nachwuchs gibt seiner Lebensprägung viele Stempel,
die Arbeit haben die Mütter Hempel.
Ganz anders ist es ab und an,
dann ist der Vater ein gestandener Mann !

2012

Der Clan !

Wer seine Männlichkeit killen lässt,
hat seine Selbstbestimmung überschätzt.
Lässt Mütter schalten und walten
und kann kaum selbst die Hosen halten !
Töchter werden wie die machthungrige Mum,
in nüchternen Phasen vergrößert`s seine Scham.
Die Frauen halten ihm wichtig den Rücken frei,
wenn nötig mit Mobbing und Geschrei.
Stehen neben ihm in seiner Sonne,
sein Glück ist ihre Wonne.
Der Preis ist einerlei,
Hauptsache sie sind immer dabei.

Bernard Bieling: Lola

2012

Herzfreund !

Du fühlst Dich ungeliebt,
hast Deine Beziehung versiebt ?
In Deiner Wut wirfst Du alles in die Glut.
In Deinem Schmerz verschließt Du Dein Herz.
Mit Deinem Verlust vergrößerst Du Deinen Frust.

Es ist alles nur Schein,
Du bist niemals allein !
Getragen vom göttlichen Segen,
umarmt von seinen goldenen Lebensfäden,
berührt Dich ganz zart der Weltgeist.
Du bist mit ihm zusammengeschweißt.
Er öffnet Dein Herz, verstärkt Deine Zuversicht
und begleitet Dich als wahrer Freund in jeder Hinsicht.

Foto Evelin Habicher: p1781

SAID

madame de weiß feiert ein neues fest

„wir sind ins freie gelassen und an die wand gebannt – hier toben wir uns aus.“

madame de weiß demonstriert, daß der schlaf der vernunft beginnt.

sie fragt ihre noch züchtig gekleidete zofe:

„schaut uns irgendjemand zu?“

ein diener steht am fenster und berichtet von dem schauspiel. die herrscherin liegt nackt auf dem bett, wühlt in ihrem haar und starrt an die decke – derweil der adjutant sich um ihre haut kümmert.

draußen tauchen milchmädchen auf. der landessitte zufolge tragen sie kopftücher, um ihr haar der öffentlichkeit nicht preiszugeben. sie bieten ihre brüste an – bis madame de weiß und die zofe gestillt sind.

worauf warten die beiden noch?

der golem, bewaffnet mit einem wort, der imstande wäre, tabula rasa zu machen, hat die ebene längst verlassen. allenfalls erscheint ein hampelmann, der sich die ereignisse aneignet, um der menge zu gefallen.

wer überlebt hat, darf dabei sein und das spektakel genießen.

die anderen sind fort samt ihren forellen, die als maskottchen dienten. doch selbst diese sind nach dem gültigen zeremoniell begraben worden.

jungfrauen haben den leichenzug begleitet – unter den klängen einer tragenden musik.

hernach gehen sie auf die knie, sehen auf und warten auf die zustimmung des maître de plaisir.

sie sind an dem ihnen zustehenden platz, sie öffnen den mund, präsentieren die zunge.

ihre öffnungen sind ebenmässig, sie leuchten in einem dezenten rot.

sie schließen die augen und wollen sich ihrer erregung geschämt haben.

sie können es kaum erwarten, daß der meister von carte blanche gebrauch macht und das weichbild erreicht.

sie lächeln hinauf und wissen, daß er keine tabus anerkennt für ihre zungen.

die zeremonie gehört der vergangenheit an; dennoch rückt madame de weiß die dinge zurecht und ruft:

„in privaten häusern, die uns nichts angehen, wird trauer zelebriert.“

jetzt mutieren die entlassenen zu instanzen, zu gegenregierungen.

madame de weiß dirigiert die zofe.

„wir gehören nicht mehr zum ausstattungspersonal.“

sie beginnt die herrin auszuziehen –

ohne die höfische etikette außer acht zu lassen.

„von nun an schreibt unsere entblößung die innere biographie der verbliebenen.“

ihre summarische nacktheit treibt sie an.

„daß wir die materie in eine schöpfung verwandeln –

dafür stehen wir gerade.“

die zofe kümmert sich nun um die haut der herrin.

„mit dem stigma des befreiten werden wir die welt betrachten und auf das ende warten.“

von lust und verneinungslust getrieben, feiert madame de weiß mit ihrer zofe ein obszönes fest, als wollten sie sich in aller öffentlichkeit begatten und auffressen.

„es kommt nur auf das verhältnis an – zwischen schein und sein“, schreit madame de weiß und verkeilt sich ins haar der zofe.

„fortan wird der flitter keine unanständigkeit überdecken.“

dann geht madame an das fleisch heran.

sie läßt auf der domestizierten haut keinen einzigen flecken aus.

„was zählt, ist nur der genuß.“

die zofe ist nur noch eine figurantin, von trieben getrieben –

bis an die grenze des sagbaren.

erschöpft, zuversichtlich und beglückt verkündet madame de weiß:

„das schöne siegt endlich und verneint alles übrige.“

juni 2012

SAID wurde 1947 in teheran geboren und kam 1965 nach münchen. nach dem sturz des schah 1979 betrat er zum ersten mal wieder iranischen boden, sah aber unter dem regime der mullahs keine möglichkeit zu einem neuanfang in seiner heimat. seither lebt er wieder im deutschen exil. sein literarisches werk wurde vielfach ausgezeichnet: 1992, civis-hörfunkpreis; 1996, preis der stadt heidelberg „literatur im exil“; 1997, stipendium villa aurora (los angeles, usa); 1997, hermann-kesten-medaille; 2002 adelbert-von-chamisso-preis; 2006, goethe-medaille. 2010, litraturpreis des freien deutschen autorenverbands.seine zahlreichen bücher sind in mehreren sprachen erschienen.

1said@gmx.de www.said.at

Bernard Bieling: Bubbles

Evelin Habicher

Foto Evelin Habicher: a0450

Evelin Habicher, Foto: Pia Habicher

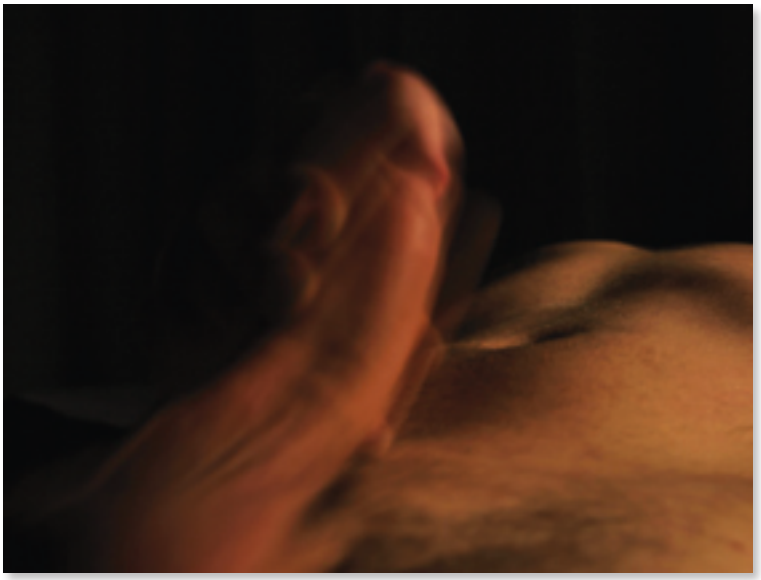


Foto Evelin Habicher: a8301

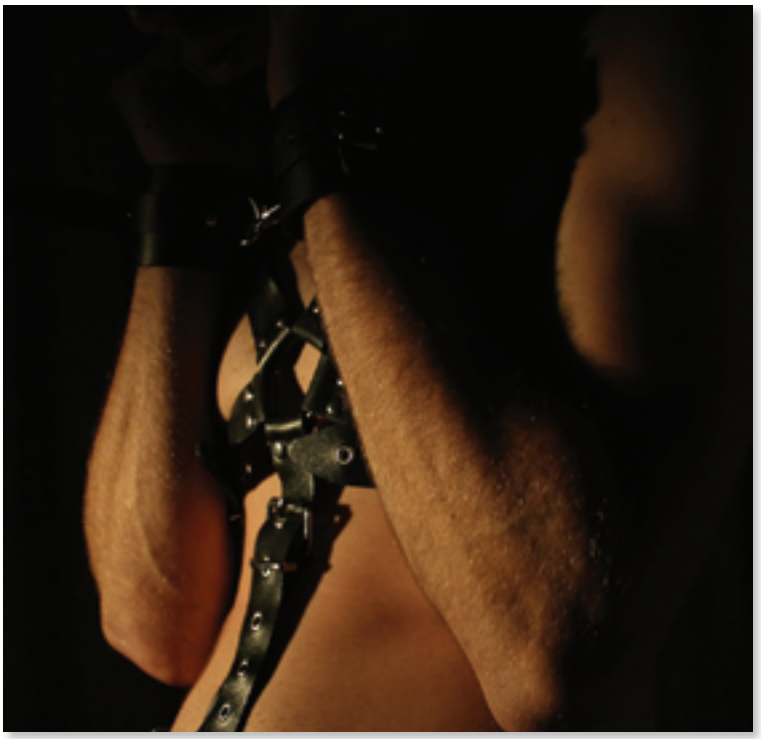


Foto Evelin Habicher: a1251

Foto Evelin Habicher: c1265

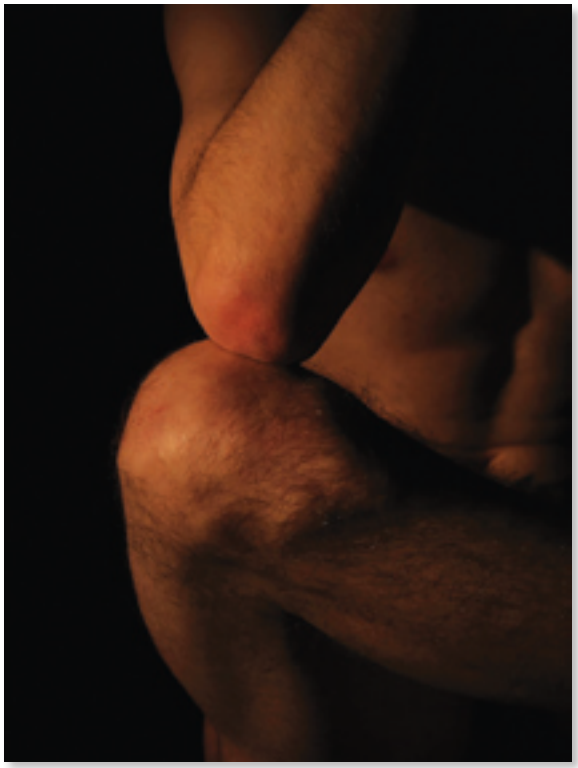


Foto Evelin Habicher: cc8138

Foto Evelin Habicher: a8321

Foto Evelin Habicher: a1255

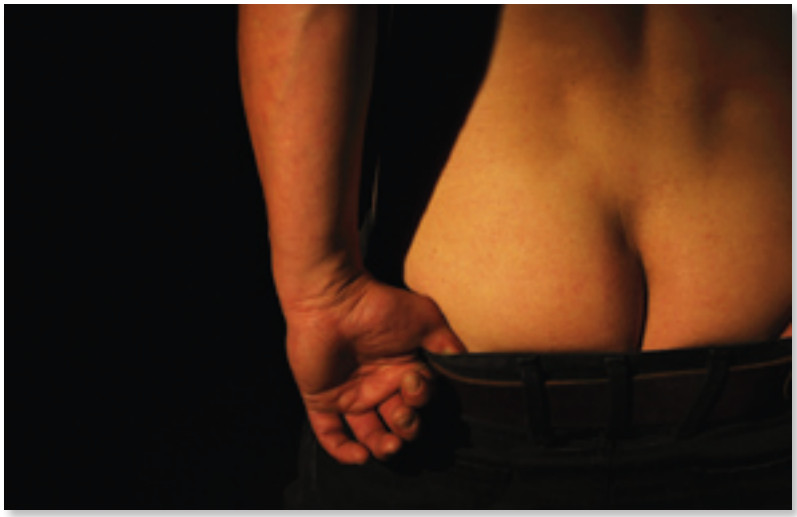


Foto Evelin Habicher: c1269

Evelin Habicher, Jahrgang 1957, lebt und arbeitet in Tirol.

Hört man „Aktfotografie“, so denken wohl die meisten Menschen an nackte Frauenkörper. Der männliche Akt spielt eine Nebenrolle, abgesehen von einschlägigen Zeitschriften und der Werbung, wo in erster Linie durchtrainierte Männer zu sehen sind. Die Ästhetik des Mannes erfordert anscheinend einen besonderen Zugang, ein besonderes sehen, besonders wenn die Modelle reale „Alltagsmenschen“ sind.

Evelin Habicher hat diesen besonderen Zugang und sie unterstreicht die Schönheit, die männliche Ästhetik mit gekonnter Lichtführung, mit der sie in sehr kurzer Zeit eine eigene Handschrift entwickelt hat. Ob man nun Männerakte mag oder nicht, der Ästhetik in den Fotografien von Evelin Habicher kann man sich nicht entziehen und man schaut ein zweites Mal hin, man schaut immer wieder hin..

www.evalunaeva.tumblr.com

Rüdiger Heins

Mutterschweigen

(Auszug aus dem gleichnamigen Romanprojekt)

Erst, als er das Schultor passiert hatte und sich sicher sein konnte, dass niemand ihm mehr folgen würde, verlangsamte sich sein Tempo. So schnell er konnte, rannte Daniel über den Schulhof an den anderen Kindern vorbei.

An diesem Mittag duftete es zum ersten Mal wieder nach Sommer. Vielleicht wäre es besser gewesen, doch den anderen Weg zu nehmen, um schneller zuhause zu sein. Daniel war einfach nicht in der Lage, der Versuchung zu widerstehen, die Goldfische in dem kleinen Teich zu beobachten, der etwas abseits des Dorfes lag. Dafür nahm er gerne den Umweg in Kauf.

Foto: Rüdiger Heins: Mutterschweigen I

Mit Hingabe träumte er sich in das Spiel der Fische. Sie übten eine beruhigende Wirkung auf ihn aus, wenn sie so sanft durch das Wasser glitten. Fasziniert tauchte er mit seinen Augen in ihre Welt ein. Ab und zu jagte ein Goldfisch den anderen. Die Jagd ging von einer Seite des Teichs zur gegenüberliegenden. Das brachte Spannung in das Geschehen. Doch sehr schnell war die Aufregung wieder beendet, und die Fische nahmen ihren meditativen Tanz im Spiel des Wassers erneut auf. Manchmal tauchte einer von ihnen an die Oberfläche, schnappte mit seinem weitgeöffneten Maul nach Luft und gab dabei schmatzende Laute von sich. Nach wenigen Augenblicken tauchte er wieder im Gewimmel der anderen unter.

Das Spiel der Goldfische gehörte zu Daniels täglichem Ritual nach der Schule. Er konnte sich die Zeit auch nehmen, denn niemand wartete auf ihn zuhause. Mutter arbeitete in der Stadt. Sie ging morgens kurz nach ihm aus dem Haus. Abends kam sie erst sehr spät wieder zurück.

Einmal hatte sie ihn in die Schule begleitet. Das war an seinem ersten Schultag. Bereits unterwegs sagte sie zu ihm, dass er sich diesen Weg genau merken solle, denn schon am nächsten Tag würde er alleine zur Schule gehen, weil sie pünktlich auf der Arbeit sein musste. Es war ihm nur Gelegen, dass sie ihn nicht mehr auf dem Schulweg begleitete. Daniel Struth schämte sich für das Aussehen seiner Mutter. Sie war im zu altmodisch, ja, beinah schlampig gekleidet.

Daniel pfiff immer, wenn er nach Hause ging. Sein Pfeifen war schon von weitem zu hören, und diejenigen, die ihn kannten, wussten auch, wer dieser Pfeifer war. Er pfiff auch noch, nachdem er den Schlüssel in das Schloss der Haustüre eingeführt hatte.

In wenigen Tagen würden die Sommerferien beginnen. Die ersten Sommerferien für ihn. Danach würde er in das zweite Schuljahr kommen. Dann gehörte er schon zu den Großen. Aber das dauerte noch lange, viel zu lange.

Der Hausflur war angenehm kühl und erfrischend. Mit seinen beiden Halbbrüdern Günter und Erik

wohnten er und seine Mutter im Erdgeschoss. Sie hatten nur eine kleine Wohnung. Günter, der Älteste, hatte ein eigenes Zimmer. Daniel schlief im Bett seiner Mutter und daneben, in der anderen Hälfte des Ehebettes lag sein Bruder Erik. In den kalten Winternächten musste Daniel den Rücken seiner Mutter warm halten. Manchmal, wenn er sich im Schlaf auf die Seite drehte, wurde sie wach und gab ihm wortlos einen Schubs in die Seite. Daniel drehte sich dann ebenfalls wortlos wieder um und hielt sie warm.

Tante Klara wohnte mit ihrem Mann, dem Onkel Franz, im ersten Stock. Tante Klara, die Schwester von Daniels Mutter, lag tagsüber im Bett. Gegen Abend, wenn ihr Mann von der Arbeit nach Hause kam, kam sie in die Küche. Sie machte sich nicht einmal die Mühe, Kleider anzuziehen. In ihrem weißen, zerschlissenen Nachthemd schmierte sie ihm ein paar Brote mit Leberwurst und Schinken. Ab und zu, wenn sie sich zu schnell bewegte, viel eine ihrer Brüste aus dem Nachthemd. Onkel Franz sah ihr gerne dabei zu, während er diesen billigen Fusel, den er sich von einem Winzer in der Nachbarschaft von Daniel kaufen ließ, in sich hineinschüttete, trank Tante Klara Coca Cola, in der sie sich Spalt Tabletten aufgelöst hatte.

Sie musste ihn wohl schon gehört haben. Sein Pfeifen war verräterisch. Er wollte doch leise sein, damit seine Tante ihn nicht kommen hören konnte. Aber er war so in Gedanken, dass er sie einfach vergessen hatte. Deswegen wunderte er sich nicht, als von oben aus dem ersten Stock der schrille Ton einer Trillerpfeife zu hören war. Ein wenig erschrak er schon, aber nur ein wenig. Tante Klara hatte sich seit einiger Zeit angewöhnt, ihn mit einer Trillerpfeife nach oben zu zitieren. Doch er ließ sie pfeifen. Irgendwann würde ihr die Puste schon ausgehen, dann würde sie endlich Ruhe geben. Aber er wußte, dass sie nicht allzu lange Ruhe gab. Zunächst ging er in die Küche, legte seinen Schulranzen auf einem Stuhl ab und überlegte sich, was er essen könnte. Vielleicht ein Brot mit Wurst.

Tante Klara gab nicht auf: Sie pfiff wieder. Dieses Mal war der Ton schriller, bestimmender. Mit seiner zarten Stimme rief Daniel im Treppenhaus zu ihr hinauf: „*Ja, ich komme gleich!*“

Foto: Rüdiger Heins: Mutterschweigen II

Er spielte noch mit seiner Ritterburg, die auf dem Kühlschrank stand. Einen anderen Platz gab es dafür nicht. Zu gerne hätte er sie im Wohnzimmer auf dem Boden aufgebaut, um mehr Platz zum Spielen zu haben. Doch seine Mutter wollte das nicht. Das Wohnzimmer, meinte sie, sei kein Spielplatz für Kinder. Wenige Handgriffe genügten, um einige Positionen der kämpfenden Ritter zu verändern. Einer, der zuvor auf den Zinnen der Burg zu den Verteidigern gehörte, war nun ein Angreifer, der auf der Zugbrücke in ein Gefecht mit einem berittenen Ritter verwickelt wurde. Gera-de wollte er die Steinschleuder der Ver-teidiger zum Einsatz bringen, um die Reihen der Angreifer zu lichten, da kam von oben wieder dieser schrille Ton der Trillerpfeife. „*Wo bleibst du denn?*“ rief Tante Klara ungeduldig hinunter.

Widerwillig unterbrach Daniel sein Spiel und ging die Treppenstufen hinauf. Er ging nur sehr langsam, um Zeit zu gewinnen, weil er wusste, was sie von ihm wollte. Oben angekommen ging er durch die Küche ins Wohnzimmer. Ihr Bett stand dort verborgen hinter einem schweren Brokatvorhang, der mit goldenen Engelsputten verziert war.

„*Da bist Du ja endlich*“, rief sie hörbar ungeduldig. Ein wenig zog er den Vorhang zur Seite und stand nun vor ihrem Bett. Auf dem Nachttisch befand sich ein Aschenbecher, der mit Zigarettenkippen überfüllt war. Die Luft hinter dem roten Vorhang war stickig. Ihm schlug ein miefiger Geruch von Zigarettenqualm und irgendeinem billigen Parfum entgegen. Vielleicht 4711. Das nahm sie immer, wenn sie Kopfschmerzen hatte. Hinter diesem roten Vorhang gab es kein Fenster. Nur vom Wohnzimmer aus drang etwas Licht hinter den schweren Stoff. In ihrem Mundwinkel glühte eine Zigarette. Am Filter waren die Spuren ihres roten Lippenstiftes zu erkennen. Ihr Bett war zerwühlt. Sie lag auf der Bettdecke. Das Nachthemd, das sie trug, war zerschlissen. Das Weiß hatte Flecken bekommen. Vielleicht vom Schmieren der Brote, vielleicht auch von der Zigarettenasche. Ein tiefer Ausschnitt ließ ihren prallen Busen erkennen. Das Leinen ließ ihre Brustwarzen durchscheinen. Sie lächelte ihn mit ihrem gelben Gebiss, das vom Zigarettenrauchen verfärbt war, an. Er konnte im ersten Moment nicht zurücklächeln, weil er dieses Lächeln nur zu gut zu deuten wusste. Dennoch versuchte er, es mit einer gewissen Anstrengung zu erwidern. Sie starrte ihn immer noch an und er blickte fragend zurück. Doch sie schwieg beharrlich und lächelte weiter. Vom Lippenstift war etwas auf ihre Schneidezähne abgefärbt.

„*Brauchst Du etwas?*“ unterbrach er das Schweigen. Sie nahm die Zigarette aus dem Mund, blies den Rauch in den Raum und klopfte die Asche im Aschenbecher ab.

„*Kannst Du mir eine Flasche Cola im Keller holen?*“ Daniel hatte Angst in diesen dunklen Keller alleine zu gehen. Dort gab es kein Licht. Aber er ging, auch wenn seine Angst noch so groß war. Er ging in den Keller, weil er nicht „*nein*“ sagen konnte. Das hatte er nie gelernt. Dort unten roch es stickig. Mit dem wenigen Licht der geöffneten Kellertür tastete er sich in das Halbdunkel, griff in die Kiste und ging erleichtert mit einer Coca Cola Flasche zurück nach oben. Sie erwartete ihn schon. Aus einer Packung fingerte sie schnell zwei Spalt Tabletten, warf sie in das leere Glas und schüttete Coca Cola darüber. Nachdem die Tabletten aufgelöst waren, setzte sie das volle Glas an den Mund und kippte es mit einem Zug in sich hinein. Danach setzte sie das Glas ab und gab einen lauten Rülpser von sich.

„*Kann ich jetzt gehen?*“ Daniel wurde ungeduldig. Er wollte mit seinen Rittern weiterspielen. Außerdem hatte er Hunger. Vielleicht würde er im Kühlschrank etwas Essbares finden. Tante Klara fingerte aus dem zerfledderten Päckchen eine weitere Zigarette heraus, die sie mit einem Streichholz anzündete.

Foto: Rüdiger Heins: Mutterschweigen III

Sie schnappte, nachdem sie den ersten Zug genommen hatte und den Qualm aus ihren Nasenlöchern blies, nach Luft. Dabei hörte er ein leises Pfeifen ihrer Lungen. Jetzt musste er wieder an die Goldfische im Teich denken. Gerne wäre er jetzt auch einer der Goldfische in dem kleinen Teich. Er würde sich dann unter einer Seerose verstecken, um nicht von den anderen gejagt zu werden.

Sie gab nicht nach. Blickte ihn ununterbrochen an, zog an ihrer Zigarette und fragte ihn dann unvermittelt: „*Willst du auch eine Zigarette haben?*“ Ohne zu zögern antwortete er mit einem klaren „*Nein*“. Sie setzte nach und fragte: „*Hast Du schon mal an einer Zigarette gezogen?*“ Daniel zögerte nicht lange, als er mit „*ja*“ antwortete. „*Hat sie Dir geschmeckt?*“ Die Frage verunsicherte ihn, denn der Zug an der Zigarette hatte ihm nicht geschmeckt.

Erik hatte ihm eines Tages eine Zigarette hingehalten, kurz nachdem er sie angezündet hatte.

Daniel hatte einen kräftigen Zug gemacht und den Qualm aus seiner Lunge heraus gehustet. Mit festen Schlägen hatte ihm sein Halbbruder auf den Rücken geklopft. Doch es hatte nichts gebracht.

Dennoch nahm er von der Zigarette Tante Klaras einen Zug und prompt musste er wieder heftig husten. Sie fing an zu lachen. Daniel beruhigte sich wieder. Langsam ließ das Husten nach. Er wollte ihr gerade sagen, dass er gerne draußen spielen würde, als sie ihm zuvorkam: „*Komm, leg dich zu mir, ich streichele dich ein bisschen!*“ Dabei lächelte sie ihn mit ihren roten Lippen an und zog im nächsten Moment schon ihr Nachthemd aus. Nackt lag sie vor ihm. Daniel erschrak über diesen Anblick. Er wusste nicht, wie er sich verhalten sollte. Er schämte sich, wurde rot im Gesicht und brachte kein Wort mehr über die Lippen. Sein Gaumen trocknete aus. Nackt lag sie mit ausgebreiteten Beinen vor ihm. Ihr üppiger Busen streckte sich ihm prall entgegen. Leicht bewegte sie ihre Hüften und brachte so ihre buschige Scham zum Tanzen. In Daniel tauchte ein Gefühl auf, das er so nicht kannte. Sie erregte ihn. Beschämt über dieses unbekannte Gefühl versuchte er in eine andere Richtung zu schauen. Draußen schien die Sonne und hinter diesem roten Vorhang wurde die Luft immer stickiger. Ihm war nach weglaufen zumute. Irgendetwas hielt ihn jedoch davor zurück.

Unten in der Küche warteten die Ritter auf ihn. Sie hatten ihre Kampfhandlungen eingestellt. Die Verteidiger warteten auf Daniels Befehl, die Steinschleuder abzufeuern zu können, während die Angreifer in der Stellung verharrten, in der er sie verlassen hatte. Zu gerne würde er jetzt in diesem Augenblick den Angreifern eine ordentliche Breitseite geben.

Foto: Rüdiger Heins: Mutterschweigen IV

Tante Klara zog ihn mit beiden Händen immer näher an sich heran. Sie nahm seine Hand, führte sie sanft über ihren Bauch. *„Du darfst mich gerne streicheln, wenn Du willst!“* Daniel war wie versteinert. Ihm war so, als würde er in sich selbst verschwinden. Von einem Augenblick zum anderen gab es ihn nicht mehr. Er war einfach verschwunden. Irgendwo tief in seinem Innern vergrub er sich an einer Stelle, an der ihn niemand mehr finden konnte. Nicht einmal er selbst.

Die Goldfische im Teich konnten sich sehr gut verstecken. Da gab es einen Gescheckten, mit schwarzem Muster auf goldenen Schuppen, den konnte er sich gut merken, weil er sich von den anderen deutlich unterschied. Manchmal verschwand er für Tage und Daniel dachte schon, dass er tot sei. Wie aus dem Nichts tauchte er dann plötzlich wieder auf, drehte seine Runden im Teich, so als ob er nie weg gewesen wäre.

Sie spielte mit seinem Glied, machte es steif. Er musste ihre Brüste berühren und sie mit beiden Händen kneten. Leise stöhnte sie vor Erregung. Sie führte seine linke Hand an ihre Scheide und zeigte ihm, wie er sie mit rhythmischen Handbewegungen noch mehr erregen konnte. Immer lauter wurde ihr Stöhnen. Sie atmete kurz. Sein Handgelenk schmerzte ihm und als er langsamer wurde, griff sie sich selbst an die Klitoris, hielt aber sein steifes Glied in der Hand und bewegte es immer schneller hin und her. Es tat ihm weh. Sie schrie laut auf und ließ dann erschöpft mit ihrem festen Griff von ihm ab.

Nachdem er wieder aufgetaucht war, lag Tante Klara schlafend neben ihm. Ihr Gesicht war mit Lippenstift verwischt. Auch auf dem Kopfkissen waren rote Spuren zu sehen. Er erschrak, als er sie so liegen sah. Verschwitzt und mit einem friedlichen Lächeln auf dem Gesicht lag sie neben ihm. Ihr Schweißgeruch war penetrant. Er ekelte sich vor dieser nackten Frau, die da neben ihm lag. Aber noch mehr ekelte er sich vor sich selbst.

Die Frau, die da lag, war nicht mehr seine Tante Klara. Sie war jetzt eine Andere, eine Fremde. Vom Ekel überwältigt sprang er aus dem Bett und suchte seine Kleider zusammen, die überall auf dem Boden verstreut lagen. Leise zog er sich an, um sie nicht zu wecken und verließ das Zimmer mit dem roten Vorhang und den goldenen Engelputten.

Bernard Bieling: Punkt it!

In dieser Nacht träumte er von einem Hund. Zunächst war dieser Hund sehr zutraulich und verspielt. Doch dann veränderte sich sein Spiel. Er wurde rauer, fing an zu schnappen und versuchte, Daniel Angst zu machen. Von dem fremden Hund ging auch ein furchtbarer Gestank aus. Es roch nach Schwefel und Rauch. Im Traum hörte er auch Stimmen, die er zuvor noch nie gehört hatte.

Als er am Morgen erwachte, lag seine Mutter noch neben ihm im Bett. Sie schlief fest, als er aufstand und in die Küche ging, um seine Ritter für den nächsten Kampf zu formieren. Der Augenblick, die Steinschleuder zum Einsatz zu bringen, war gekommen. Er gab den Befehl zum Schuss. Die Stahlkugel flog in die gegnerische Formation und brachte einige Ritter zu Fall.

Daniel hatte gelernt zu schweigen, aber er schwieg nicht, weil er schweigen wollte, sondern, weil ihm die Worte fehlten. Worte, über das zu sprechen, was geschehen war. Mit seinem Schweigen versuchte er, das Erlebte ungeschehen zu machen, weil es ihn sprachlos machte.

Das Schweigen hatte er von den Goldfischen im Teich gelernt. Sie schwiegen auch; und er schwieg mit ihnen, wenn er sie beobachtete. Deswegen wollte er mit ihnen alleine sein. Daniel wollte nicht, das irgendjemand mit ihm redete, wenn er sie besuchte. Ihr Schweigen beruhigte ihn und gab ihm ein Gefühl von Geborgenheit. Das nährte seine Illusion, die Nachmittage mit Tante Klara durch Sprachlosigkeit für unbedeutend zu erklären. Bestimmt trugen die Goldfische auch ein Geheimnis in sich, dass sie nicht preisgeben wollten. Schweigen gab ihm die Kraft, lautlos zu atmen. Daniel schwieg, weil ihm das Sprechen die Kraft zum Atmen genommen hatte.

Nachdem der Versuch, die Attacke der Verteidiger durch die Angreifer abzuwehren, gelungen war, kam seine Mutter in die Küche und fragte ihn, ob er seine Hausaufgaben gemacht hätte.

„*Nein*“, antwortete er. „*Warum nicht*?“ „*Weil ich sie vergessen habe*“.

Impressum

eXperimenta Online und Radio Magazin für Literatur und Kunst

www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V. Magister-Faust Gasse 37 in 55545 Bad Kreuznach und Dr.-Sieglitz Straße 49 in 55541 Bingen.

Email: redaktion@experimenta.de

Herausgeber: Rüdiger Heins, Luise Hepp und Carolina Butto Zarzar

Chefredaktion: Gabi Kremeskötter

Redaktion: Bastian Exner, Sabine Reitze

Layout und Gestaltung: Hans-Jürgen Buch.
Künstlerische Beratung: Rüdiger Heins

Redaktionsanschrift:
eXperimenta,
Dr. Sieglitz Str. 49, 55411 Bingen

Auflage: 15.857

Einsendungen erwünscht!
Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an:
redaktion@eXperimenta.de.
Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung.

Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autor(inn)en. Alle sonstigen Rechte beim INKAS INstitut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber selbst verantwortlich.

Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.

© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

ISSN 1865-5661, URN: urn:nbn:de: 0131-eXperimenta-2012-108

Bilder: Privatbilder wurden von den Autor(inn)en selbst zur Verfügung gestellt.

Fotografien und Illustrationen: Bernard Bieling, Brigitte Bouroyen, Hans-Jürgen Buch, Ruth Frehner, Michael Guggenheimer, Evelin Habicher, Pia Habicher, Rüdiger Heins, Regina Kühne, Carlotta Ostmann, Michaela Stumpf

Titelbild: Evelin Habicher

Die Druckausgabe kann für 12 € zzgl. Porto und Verpackung bestellt werden bei: **print-listl@gmx.de**

Foto: Rüdiger Heins: tanzen

Dieter Broers

CHECKLISTE 2012

Einleitung

Das Jahr 2012 wird ein Schicksalsjahr für unseren Planeten werden. Alles spricht dafür, dass sich in diesem Jahr Dinge ereignen werden, die für uns noch unvorstellbar sind. Mittlerweile beschäftigen sie die Fantasie unzähliger Menschen. Hollywoodfilme inszenieren schon jetzt das Grauen eines Weltuntergangs. Gerüchte sind im Umlauf, dass sich eine Katastrophe ungeahnten Ausmaßes ereignen könnte. Wissenschaftler warnen vor kosmischen Ereignissen, die uns Menschen und alles Leben auf der Erde bedrohen. Szenarien werden entworfen, die wahrhaft beängstigend sind: Erdbeben, Tsunamis, Stromausfälle, Chaos – der finale Zusammenbruch unserer Zivilisation.

Weniger Aufmerksamkeit dagegen erhalten Prophezeiungen, die das Schicksalsjahr 2012 als rettende Chance für die Menschheit beschreiben. Als eine Krise, die in sich Perspektiven für einen umfassenden positiven Wandel trägt. Doch welchen Vorhersagen kann man Glauben schenken? Was hat es auf sich mit all den verwirrenden und teilweise widersprüchlichen Theorien, die so viele verunsichern? Gibt es Grund zur Panik? Oder haben wir tatsächlich Anlass, mit großen Hoffnungen auf das Jahr 2012 zu blicken? Was können wir konkret tun?

Wenn Sie dieses Buch in Händen halten, haben Sie bereits den ersten richtigen Schritt getan. Sie informieren sich, statt sich einschüchtern zu lassen. Sie haben erkannt, dass Wissen besser ist als Angst. Und Sie werden erfahren, wie Sie sich auf 2012 vorbereiten können, um Teil eines großen Wandlungsprozesses zu werden. Dieser Wandlungsprozess wird Ihr gesamtes Leben in neue Bahnen lenken. Sie sollten schon jetzt beginnen, sich damit auseinander zu setzen – je eher, desto besser.

»Checkliste 2012« ist ein Wegweiser im Dickicht der Hypothesen und Theorien. In sieben Kapiteln werde ich Ihnen alles Wesentliche nahe bringen, was Sie über 2012 wissen sollten. Und ich werde Ihnen zeigen, wie Sie schrittweise eine Transformation erleben und gestalten können, an deren Ende ein Anfang steht: eine neue Dimension der menschlichen Existenz.

Große Worte? Ich weiß, das alles klingt recht fantastisch. Kein Wunder. Wir haben uns angewöhnt, den Lauf der Dinge mit einem gewissen Fatalismus hinzunehmen. Wir registrieren zwar, dass in der letzten Zeit einiges aus den Fugen geraten ist: Finanzkrise, Klimakrise, gesellschaftliche und politische Krisen sorgen täglich für Schlagzeilen. Dennoch neigen wir dazu, den Kopf in den Sand zu stecken. Wir fühlen uns hilflos und verschanzen uns. »Nach mir die Sintflut«, heißt die Devise. Furchtsam klammern wir uns an alte Strukturen. Von Veränderungen wollen wir nichts wissen, Instabilität empfinden wir als persönlichen Angriff. Und Visionen haben wir schon lange nicht mehr. Wir empfinden uns als Rädchen im Getriebe, als machtlose Opfer übermächtiger Systeme. Da scheint kein Platz zu sein für Wandel, gar für neue Dimensionen.

Erinnern Sie sich? Legendär wurde das Orchester der sinkenden »Titanic«, das noch Auge in Auge

mit dem Untergang Walzer spielte. Wenn wir das Kommende verdrängen, dann unterscheiden wir uns nicht wesentlich von diesen Musikern. Bis zuletzt gaukelten sie sich vor, dass die einbrechenden Wassermassen sie nichts angingen. Bis sie ertranken. Verglichen mit den Passagieren der »Titanic« befinden wir uns heute allerdings in einer privilegierten Situation. Der Countdown läuft, doch wir haben genügend Zeit, uns mit dem Unausweichlichen zu beschäftigen. Wir können Maßnahmen treffen, die uns schützen und stark machen, stärker und glücklicher vielleicht als jemals zuvor.

Warum ich das so sicher behaupte? Als Biophysiker widme ich mich seit fünfzehn Jahren den Reaktionen des Menschen auf veränderte physikalische Gegebenheiten. In aufwändigen Recherchen und eigenen Versuchen erforsche ich seither die komplexen Zusammenhänge von Bewusstsein, Gesundheit und physikalisch messbaren Feldern. Das betrifft im Besonderen elektrostatische und geomagnetische Felder. Sie sind die Quelle allen Lebens auf der Erde, sie ermöglichen komplizierteste Leistungen sämtlicher Organismen, von der Zellteilung bis zur kunstvollen Komposition einer Symphonie.

Um genau diese Felder geht es 2012, denn sie werden sich in diesem Jahr auf dramatische Weise verändern. Nicht erst in diesem magischen Jahr werden wir es mit Abweichungen aller dazugehörigen Frequenzen zu tun haben. Schon jetzt ist – messbar – ein Prozess in Gang gesetzt, den sensibilisierte Zeitgenossen bereits wahrnehmen: als eine Bewusstseinserweiterung.

Unmerklich ist etwas in Bewegung geraten. Immer mehr Menschen spüren, dass unsere Lebensformen in Widersprüche münden. Wir leben auf höchstem kulturellem Niveau, das jedenfalls denken wir. Und doch ist der Begriff Krise zum Schlüsselbegriff unserer Epoche geworden. Unaufhörlich nähern wir uns den Grenzen des Wachstums. Immer drängender wird die Erkenntnis, dass wir Großartiges aufgebaut haben mit unseren zivilisatorischen Leistungen, dass wir aber im Gegenzug eine hohe zerstörerische Energie freisetzen. Die Systeme geraten unter Druck: Finanzmärkte brechen zusammen, Gletscher schmelzen, die Tierwelt ist bedroht – und nicht zuletzt wir Menschen leiden unter unseren selbstgemachten Problemen.

Gleichzeitig gibt es immer mehr Menschen, die sich dem Lauf der Dinge verweigern. Sie versuchen auszusteigen aus dem Hamsterrad, in dem wir immer schneller laufen müssen. In diesen Kontext gehört die erstaunliche Wiederkehr der Spiritualität. Dass der Mensch nicht vom Brot allein lebt, wusste schon die Bibel. Doch unsere Kultur hat vor allem den Verstand zur Leitidee erhoben, eine kalkulierende, technisch inspirierte Vernunft. Hat sie uns glücklicher gemacht? Empfinden wir unser Leben als lebenswert? Viele beantworten diese Fragen heute mit einem klaren Nein. Wir sehnen uns verstärkt nach höheren Werten, wir sind auf der Suche nach dem Sinn. Wir wünschen uns Heilung, für uns, für unsere Gesellschaft, für alles Leben auf der Erde.

Einige Vordenker sind bereits auf dem Weg, diese Heilung zu finden. Sie weisen uns unmissverständlich darauf hin, dass wir auf einen Kollaps zusteuern, wenn wir nicht innehalten. Wenn wir nicht endlich beginnen zu reflektieren, woher wir kommen und was unsere Aufgabe ist. Sie sprechen von der Klugheit des Herzens, so wie der Dalai Lama. Für Skeptiker sind sie die Hofnarren einer gewitzten Mediengesellschaft. Naive Träumer, die sich auf das Rollenfach des Gutmenschen verlegt haben. Nette Warner und Mahner, deren Sätze die Seele erwärmen mögen, aber nichts ausrichten können. »Business as usual« wird ihnen entgegen gehalten, die Faktizität der Dinge, wie sie nun mal sind. Also therapiert jeder auf seine Weise am inneren Unbehagen herum, flüchtet sich wahlweise in Arbeit, Konsum, Entertainment.

Doch sie sind keine Träumer, diese spirituellen Denker. Sie haben ganz einfach begriffen, dass nur ein Bewusstseinswandel uns retten kann. Sie plädieren für Menschlichkeit, Liebe, Abrüstung, Achtsamkeit. Aber wer hört schon auf sie? Sie haben kaum Deutungsmacht im Spiel der öffentlichen Aufmerksamkeit. Noch dazu sind es wenige. Wie könnte also ein Bewusstseinswandel für alle erfolgen? Wie kann ein Umdenken eingeleitet werden, das nicht nur eine Handvoll »Erleuchteter« verwirklicht?

Dieter Broers, Foto: Brigitte Bouroyen

Hier kommen die Felder ins Spiel, von denen ich eben sprach. Um es auf den Punkt zu bringen: Wir sind bereits jetzt Einflüssen ausgesetzt, die ich als »therapeutische Frequenzen« bezeichne. Es sind physikalische Vorgänge, die ihren Ursprung in veränderten Sonnenaktivitäten haben und unsere Psyche verändern. Schon jetzt. Und bald noch sehr viel intensiver. Wir alle können diese positiven Energien nutzen, vorausgesetzt, wir wissen, was es damit auf sich hat.

Verschweigen darf ich Ihnen nicht, dass dieser kollektive Prozess des Umdenkens schmerzhaft sein wird. Ja, es werden sich Dinge tun, die uns erschüttern, die uns bedrohen, die uns schier den Verstand rauben. Das Rätsel von 2012 hat ein doppeltes Gesicht. Wir werden eine umfassende Krise erleben, wir werden in große Gefahr geraten. Doch am Ende werden wir verwandelt und gestärkt aus dieser Krise hervorgehen.

Sind Sie neugierig geworden? Dann folgen Sie mir auf eine virtuelle Reise, bei der Sie überlebenswichtige Strategien erfahren werden. Am Ende der Reise werden Sie verstehen, warum 2012 auch Sie betrifft. Und warum Sie Ihre größten Hoffnungen auf das magische Datum 2012 setzen können. Ich wünsche Ihnen eine spannende und hilfreiche Lektüre.

1. Kapitel

SOS 2012 – wie Sie sich konkret schützen

Seit einigen Jahren rückt das Jahr 2012 in den Fokus der internationalen Wissenschaftsszene. Zunächst waren es nur einige wenige Forscher, dann schlugen immer mehr Alarm: Für 2012, so sagten sie voraus, kündigt sich ein Ereignis an, das globale Katastrophen nach sich ziehen könnte.

Ausgangspunkt war die Beobachtung der Sonnenaktivitäten. Schon lange weiß man, dass die Eruptionen der Sonne großen Einfluss auf unseren blauen Planeten haben. Zunächst war es ein intuitives Wissen. Alle hochentwickelten Kulturen haben die Sonne beobachtet, älteste Aufzeichnungen gehen Tausende von Jahren zurück. Die Sonne galt von jeher als Spenderin allen Lebens, als Taktgeber für Jahreszeiten, Wettererscheinungen, Aussaat und Ernte. Entsprechend wurde die Sonne verehrt. Zahlreiche Völker huldigten dem Sonnenkult, so wie die Ägypter, die den Sonnengott Ra anbeteten.

Heute werden die Aktivitäten der Sonne von hochmodernen Satelliten registriert. Das geschieht vor allem durch Satelliten der NASA, die regelmäßig Bilder von der Sonne an die Erde senden. Zusätzlich werden die physikalischen Auswirkungen gemessen, die damit einher gehen. Denn so unendlich weit die Sonne auch von der Erde entfernt sein mag, so intensiv ist doch ihr Einfluss auf alle Lebensvorgänge auf unserem Planeten.

Sicher ist: Jede Eruption auf der Sonne hat einen Ausstoß von elektrisch geladenen Teilchen zur Folge. Diese koronalen Massenauswürfe sind mit Reisegeschwindigkeiten von bis zu mehreren Millionen Kilometer in der Stunde unterwegs. Und jedes Mal, wenn die Sonne Ladungsträger in Richtung Erde sendet, verändert sie unser Erdmagnetfeld. Mit deutlichen Folgen: Denn die gesamte Zellkommunikation von Lebewesen erfolgt in erster Linie über elektromagnetische Felder. Diese Felder steuern nahezu alle lebendigen Vorgänge. Zugvögel orientieren sich daran, Wale und andere Meerestiere lassen sich davon auf ihren Wanderungen leiten. Selbst wir Menschen unterliegen einer geheimen Steuerung durch die Erdfelder – sie beeinflussen in hohem Maße unsere Psyche und unsere Gesundheit.

Wie stark diese Einflüsse sind, wurde erst durch interdisziplinäre Vergleiche offenbar. Als etwa Physiker und Mediziner ihre Daten abglichen, fanden sie Verblüffendes heraus: Durch Sonneneruptionen bedingte Schwankungen des Erdmagnetfelds ließen die Quote von Herzinfarkten und psychischen Auffälligkeiten in die Höhe schnellen. Unfallstatistiker stellten fest, dass sich besonders viele Unfälle an Tagen mit abweichenden elektromagnetischen Frequenzen ereigneten. Sogar Aggressionen, aber auch gesteigerte geistige Leistungen und Halluzinationen nahmen unter solchen Umständen zu.

Dies sind nur wenige Beispiele dafür, dass wir Kräften ausgesetzt sind, von deren Wirkmächtigkeit wir zumeist nichts ahnen. Körperliche und seelische Vorgänge, kulturelle Leistungsfähigkeit und emotionale Gestimmheiten, das alles wird wesentlich durch die Sonne beeinflusst. Vergleicht man Sonnenaktivitäten und historische Ereignisse, so lässt sich sogar ein direkter Zusammenhang mit politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen herstellen. So erarbeitete der Astrophysiker und NASA-Mitarbeiter John Eddy bereits 1978 eine Tabelle, die eindeutige Korrelationen zwischen Auf- und Untergängen von Kulturen und den Sonnenaktivitäten nachweist.

Die spektakulärste Eruption der Neuzeit fand im Jahre 1859 statt. Dokumentiert wurde sie von dem britischen Astronomen Richard Christopher Carrington, der die Geschehnisse von seiner eigenen Sternwarte aus beobachtete. Damals wurden Phänomene wie intensives Wetterleuchten bis zum Äquator beschrieben. Vor allem aber berichtete Carrington von einer weiteren Auswirkung: Die Telegrafennetze waren lahmgelegt, weil Transformatoren verschmorten. Ähnliche, wenn auch schwächere Mega-Sonnenstürme wurden beispielsweise 1989 registriert. Ihre Folgen bekam die kanadische Provinz Quebec empfindlich zu spüren. Sie waren nämlich weitaus dramatischer als 1859, da die Elektrizität inzwischen das gesamte öffentliche Leben bestimmte. Der Stromausfall führte zum Erliegen der zentralen Steuerungsmechanismen. Sämtliche Telefonnetze brachen zusammen, die Verkehrsleitsysteme versagten, Flugzeuge konnten nicht mehr navigiert werden, jede Kommunikation via Computer oder Internet erlosch. Krankenhäuser wurden funktionsunfähig, Aufzüge blieben stecken, Chaos brach aus.

Es waren die Wissenschaftler der NASA-Forschungsabteilung, die als erste eine brisante Prognose erstellten: Dass 2012 mit einer Mega-Sonneneruption zu rechnen sei. Ihre Erkenntnis stützt sich auf jahrzehntelange Beobachtung der Sonnenzyklen. Innerhalb dieser Zyklen ereignen sich berechenbar Sonneneruptionen, nach einem gut erforschten, recht exakten Rhythmus. Zum Ende des jetzigen Zyklus nun rechnen die NASA-Wissenschaftler mit einer immensen Eruption – gewaltiger als alle bisher bekannten. Sie datieren dieses Ereignis auf 2012, und es werde entweder im Frühsommer oder im Winter stattfinden.

Was die Situation verschärft: Seit einigen Jahren scheint die Sonne den Rhythmus ihrer Aktivitätszyklen zu »verschlafen«. Die Eruptionen folgen nicht mehr dem zu erwartenden Muster, sie sind schwächer und seltener geworden. Über die Gründe lässt sich nur spekulieren. Die Folgerung jedoch ist eindeutig: Offenbar handelt es sich hier um die berühmte Ruhe vor dem Sturm. Gewaltige Kräfte bauen sich zurzeit auf, die auf Entladung drängen. So ist es sehr wahrscheinlich, dass der momentanen Phase unerklärlicher Inaktivität der Sonne eine finale, unermesslich große Eruption folgen wird.

Jetzt werden Sie sich die Frage stellen: Was passiert mit der Erde, was passiert mit uns, wenn dieser superlativische Sonnensturm ausbricht? Auf einer unmittelbar sichtbaren Ebene wird vermutlich genau das geschehen, was die Anhänger der Katastrophen-Theorie befürchten: Überall auf der Welt wird der Strom ausfallen. Das Alltagsleben wird empfindlich gestört, wenn nicht zerstört. Allgemeine Instabilität wird die Folge sein, unsere sämtlichen zivilisatorischen Errungenschaften werden versagen, ein Chaos ist mehr als wahrscheinlich.

Auf einer zweiten Ebene wird das Erdmagnetfeld instabil werden. Gewaltige Gewitterstürme, sintflutartige Regenfälle, Erdbeben und Überschwemmungen werden die Konsequenz sein. Die Welt gerät buchstäblich aus dem Gleichgewicht. Tausende, vielleicht sogar Millionen von Menschen werden Zeugen eines klimatischen Chaos werden.

Doch es gibt auch noch eine dritte Ebene, und diese reicht weit über kurzfristige Weltuntergangsszenarien hinaus. Die solar bedingten Schwankungen des Erdmagnetfelds werden nämlich unsere Psyche verändern, und zwar in einem absolut positiven Sinne. Sie werden unser Bewusstsein schärfen, werden es erweitern und uns zu ganz neuen Erkenntnissen verhelfen.

Genau hier liegt die große Chance. Wenn man alle Forschungsergebnisse zusammenfasst, die es über solch eine mentale Revolution gibt, so lassen sie nur eine Schlussfolgerung zu: Es wird sich eine heilsame Veränderung unseres Denkens und Fühlens ereignen. Dies ist die Ebene, auf der wir Hoffnungen hegen dürfen, dass 2012 keine Apokalypse droht, sondern ein bedeutender Evolutionssprung unseres Bewusstseins.

Es gehört allerdings zu den ewigen Gesetzen unseres Seins, dass wichtige Veränderungen durch Krisen eingeleitet werden. Diese Erfahrung haben Sie sicherlich selbst schon gemacht. Denken Sie an schmerzhafte Trennungen, denen ein Entwicklungssprung folgte. Denken Sie an Jobwechsel, Sinnkrisen, Beziehungskrisen – sie sind oft der Auftakt zu einer neuen, besseren Phase des Lebens. Wir werden vor Herausforderungen gestellt und müssen unser gesamtes Denken und Fühlen überprüfen: Wer sind wir? Was wollen wir wirklich? Dabei müssen wir Verlustängste überwinden und uns von liebgewonnenen Gewohnheiten trennen.

Solch eine Krise werden Sie bis Ende 2012 durchmachen. Sie betrifft das unmittelbar spürbare Ereignis, das für dieses Jahr vorausgesagt wird. Es wird nicht leicht für Sie werden. Aber Sie werden belohnt werden, und Sie können eine Menge tun, um die irritierenden Auswirkungen sicher zu überstehen.

Bleiben wir daher zunächst bei der pragmatischen Ebene. Angenommen, der mysteriöse »Tag X« ist da. Die NASA gibt eine Warnung heraus: »Soeben hat sich auf der Sonne eine Super-Eruption ereignet, die größte Eruption seit Beginn der Messungen. Der Teilchen-Ausstoß ist gewaltig. Eine gigantische Plasmawolke aus Ladungsträgern rast auf die Erde zu. In drei Tagen werden wir mit den Folgen konfrontiert sein. « So oder ähnlich könnte die Meldung klingen.

Wie würden wir die unmittelbare Auswirkung der Mega-Sonneneruption verkraften? Welche Vorkehrungen sollten wir treffen, um sie zu meistern? Gibt es überhaupt eine Überlebenschance? Oder haben jene Recht, die unseren Countdown angezählt sehen?

Um eine Antwort auf diese Frage zu finden, führen Sie sich vor Augen, wie Ihr tägliches Leben aussieht. Nehmen wir einen ganz normalen Tag. Ein Radiowecker wird möglicherweise Ihre Nachtruhe beenden. Sie kochen sich Kaffee mit einer Kaffeemaschine, öffnen den Kühlschrank und bereiten Ihr Frühstück zu. Dann fahren Sie mit dem Auto oder mit der U-Bahn zur Arbeit. Sie telefonieren, mailen, arbeiten am Computer oder mit strombetriebenen Apparaten und Werkzeugen. Sie benutzen Aufzüge, Rolltreppen, künstliches Licht. Wenn Sie einkaufen, finden Sie klimatisierte, beleuchtete und elektronisch gesicherte Supermärkte vor. Wenn Sie verreisen, buchen Sie Ihr Ticket online, elektronische Verkehrsleitsysteme und Flughafentechnologien regeln alle Abläufe. Um sich zu informieren, schalten Sie Radio und Fernseher ein, kaufen eine Zeitung oder besuchen Nachrichten-Seiten im Internet. Abends kochen Sie sich ein Essen oder wärmen sich eine Fertigmahlzeit in der Mikrowelle auf. Sie haben alles im Griff.

Haben Sie's bemerkt? Sie haben gar nichts »im Griff«. Vielmehr hat die Elektrizität Sie fest im Griff. Denn nahezu alles, was Sie tun, wird durch Elektrizität bestimmt: Vom Wecker über die Nahrungsaufnahme, den Transport, die Kommunikation, die Arbeitsabläufe.

Kein Zweifel: Elektrizitätswerke sind die Schlagadern unseres zivilisierten, hochtechnisierten Lebensstils geworden. Selbst wenn Sie auf dem Land leben, gilt das Prinzip unserer Abhängigkeit von Elektrizität – von der Melkmaschine des Milchbauern über den Handyanruf, mit dem Sie Ihr soziales Leben organisieren, bis hin zum Auto, dessen Elektronik Ihnen zu Mobilität verhilft.

Stellen Sie sich nun vor, was geschieht, wenn die Transformatoren aufgrund eines gesteigerten

Teilchenbombardements der Sonne schmelzen – so, wie es Carrington beschrieb und die Provinz Quebec es 1989 erlebte. Wenn in den Elektrizitätswerken buchstäblich die Lichter ausgehen, verändert sich schlagartig das gesamte System.

Sie werden sich kein gewohntes Frühstück zubereiten können. Die elektrische Benzinpumpe Ihres Autos wird nicht funktionieren, Busse, U- und S-Bahnen bleiben stehen. Die Supermärkte werden geschlossen bleiben, da weder das Licht noch die Kassensysteme funktionieren. Wenn sie nicht von Kunden geplündert werden, die keine Sicherheitskamera und kein elektronisches Alarmsystem mehr aufhalten kann. Flugzeuge können nicht starten. Falls es Winter ist, werden die Heizungen ausfallen. Die elektrisch betriebenen Pumpen der Wasserwerke stehen still, Trinkwasser wird knapp. Falls Sie Ihr Glück auf der Straße versuchen, werden Sie in eine panische Menge geraten, in Menschenaufläufe, die einem diffusen Fluchtimpuls folgen, aber nicht wissen, wohin sie gehen sollen. Es wird keinen Nachschub für Nahrungsmittel und Medikamente geben. Innerhalb weniger Tage bricht alles zusammen, was Sie für Ihre unerschütterliche Normalität gehalten haben.

Betrachten wir jetzt die zweite Ebene. Die Naturkatastrophen, die mit dem destabilisierten Erdmagnetfeld einher gehen, sorgen zusätzlich für Gefahren. Gebäude werden zusammenstürzen, Überschwemmungen werden ganze Landstriche fluten, und es können keine elektrischen Pumpen eingesetzt werden, um die Häuser trocken zu legen. Gewaltige Gewitter fegen über die Erde hinweg, mit Blitzen von immenser Intensität. Sogar Vulkane könnten ausbrechen, deren Aschewolken den Himmel verdunkeln. Sofort würde sich die Erde abkühlen, es würde finster werden auf dem blauen Planeten, der sich in einen grauen Aschedunst hüllt.

Und das Schlimmste ist: Sie werden keinerlei Information erhalten. Radio und Fernsehen schweigen, Zeitungen können nicht gedruckt und transportiert werden. Auch das Internet wird Ihnen nicht zur Verfügung stehen. Sie werden schlicht nicht wissen, wie es weitergeht. Sie werden keine Ahnung haben, was von den politischen Institutionen, von Polizei, Feuerwehr oder Technischem Hilfswerk unternommen wird. Sie werden auf sich gestellt sein.

Bernard Bieling: Thinking of you

Habe ich Sie erschreckt? Ich bin mir der Verantwortung durchaus bewusst, die ich habe, wenn ich die Szenarien für 2012 durchspiele. Ich will Sie nicht schockieren. Doch es bleibt mir nichts anderes übrig, als zunächst einmal schwarz zu malen. Man kann es nicht beschönigen: Was uns 2012 erwartet, ist eine Dynamik der Ereignisse, die uns zu Recht beunruhigt. Was ich Ihnen daher rate, sind zunächst einmal ganz praktische Vorsichtsmaßnahmen. Gehen Sie davon aus, dass etwa drei Tage nach der ersten NASA-Warnung einige oder alle die Dinge eintreffen, die ich soeben geschildert habe. Visualisieren Sie die Ereignisse. Versuchen Sie sich vorzustellen, wie Ihr Leben ohne Strom, ohne Heizung und Wasser, ohne Nahrungsnachschub, ohne technisch gestützten Transport und ohne jeglichen Zugang zu aktuellen Informationen aussehen wird. Dann gibt es nur eine einzige wirkungsvolle Strategie, die Sie verfolgen sollten: Handeln Sie mit kluger Umsicht.

Es ist sinnvoll, sich schon lange vorher mit einem Vorrat der wichtigsten Nahrungsmittel einzudecken.

Denken Sie daran, dass Sie weder Strom für Kühlschränke und Kühltruhen noch Strom zum Kochen haben werden. Lagern Sie alles ein, was lange haltbar ist, nicht zubereitet werden muss und Ihren Körper mit hochwertiger Energie versorgt: Nüsse zum Beispiel, lange haltbares, eingeschweißtes Brot, Trockenfrüchte, Getreide, Müsli. Auch die sonst nicht zu bevorzugenden Konserven könnten eine überlebenswichtige Rolle spielen. Kaufen Sie dazu eingelegtes Gemüse in Gläsern. Lange haltbares Frischobst wie Äpfel können Sie im Keller oder auf dem Balkon aufbewahren. Auch Obstsäfte sind für die Vitaminversorgung sinnvoll.

Wenn Sie wollen, kaufen Sie sich einen einfachen Campingkocher mit einigen Gaskartuschen, dann können Sie Gerichte aufwärmen und heiße Getränke zubereiten. Äußerst wichtig ist die Versorgung mit Trinkwasser. Decken Sie sich mit einigen Kisten Mineralwasser ein. Besorgen Sie sich zusätzlich Behälter, mit denen Sie eventuell Regenwasser auffangen können. So werden Sie einen längeren Zeitraum überbrücken, in dem Sie Wasser weder aus dem Hahn noch im Laden bekommen.

Dann überprüfen Sie Ihre Hausapotheke. Benötigen Sie regelmäßig Medikamente? Sind Sie Diabetiker und angewiesen auf Insulin? Dann legen Sie sich einen Vorrat an. Besprechen Sie mit Ihrem Arzt, ob Sie im Notfall Insulin auch eine Weile in Tablettenform einnehmen könnten – denn Sie werden das Insulin nicht kühlen können. Sie sollten auf jeden Fall Schmerztabletten bereit halten, da extrem starke Schwankungen des Erdmagnetfelds kurzfristig zu Kopfschmerzen führen.

Bedenken Sie, dass Sie keinen Notarzt anrufen können. Krankenhäuser werden aufgrund des Transportsproblems schwer zu erreichen sein, und selbst dort wird man ohne Strom nur eingeschränkt arbeiten. Belegen Sie einen Erste-Hilfe-Kurs, um im Notfall lebensrettende Maßnahmen selber durchzuführen.

Überlegen Sie, wie Sie im Winter ohne Heizung auskommen könnten. Besitzen Sie genügend wärmende Decken? Falls Sie einen Kamin haben, lagern Sie ausreichende Brennholzvorräte ein. Kaufen Sie Kerzen, um nicht im Dunkeln zu sitzen. Seien Sie vorbereitet – das ist nicht Ausdruck von Hysterie, sondern von Umsicht. Diese Vorkehrungen sind nicht besonders aufwändig, in einer Krisensituation jedoch können sie lebensrettend sein.

Wie gesagt: Das alles sind Präventivmaßnahmen. Und was, wenn die drei Tage nach NASA-Meldung verstrichen sind? Die wichtigste Regel klingt einfach, ist aber von hoher Relevanz: Bleiben Sie zuhause. Es wird Ihnen vielleicht widerstreben, nicht zur Arbeit zu gehen. Doch wenn Sie sich mit dem Auto, mit Bus oder Bahn weit von Ihrer Wohnung entfernen, können Sie nicht sicher sein, dass Sie auf dieselbe Weise wieder heimkehren können.

Bleiben Sie bei den Menschen, die Ihnen wichtig sind, bei Ihrer Familie oder Ihren Freunden. Falls der Ernstfall eintritt, sollten Sie nicht von Ihnen getrennt sein. Sie könnten ihnen nicht einmal ein Lebenszeichen geben, ohne Telefon oder Internet. Hinzu kommt, dass es vermutlich zu Verkehrsstaus kommen wird, sobald die NASA-Meldung kommuniziert ist. Viele Menschen werden sich aufs Land flüchten wollen. Was das für Großstädte bedeutet, kann man täglich zur Rush hour erleben: Nichts geht mehr.

Falls Sie in einem Erdbebengebiet wohnen – auch in Deutschland gibt es bekanntlich Zonen mit erhöhten Erdbebenaktivitäten – dann beachten Sie ein paar einfache Regeln. Sollten Sie seismische Erschütterungen registrieren, so schützen Sie sich am besten, indem Sie Zuflucht unter einem stabilen Tisch suchen. Noch sicherer stehen Sie in einem Türrahmen. Laufen Sie nicht reflexhaft aus dem Haus, sonst könnten Sie von herunterfallenden Dachziegeln oder Mauerteilen getroffen werden.

Zugegeben: Was Sie soeben erfahren haben, ist nicht gerade erfreulich. Selbst wenn die Auswirkungen eines Mega-Sonnensturms weniger dramatisch ausfallen sollten, werden Sie in der einen oder anderen Weise betroffen sein. Doch Sie werden schon bemerkt haben: Mit einigen gut geplanten Vorsichtsmaßnahmen können Sie die unmittelbaren Auswirkungen einer exponentiell gesteigerten Sonneneruption ohne Schaden überstehen.

Vor allem aber werden Sie sich nicht hilflos fühlen. Ihre berechtigten Ängste werden geringer, wenn Sie die Situation kennen, in die Sie geraten werden. Die Bedrohung ist real, genauso real aber ist auch die Wahrscheinlichkeit, dass Ihr Notfallprogramm Sie schützen wird. Behalten Sie einen kühlen Kopf. Verhindern können Sie den Ernstfall ohnehin nicht – niemand kann ihn aufhalten oder sich ihm entziehen. Denken Sie immer daran, dass Sie von jetzt an einen entscheidenden Wissensvorsprung haben: Wenn Sie sich mit den konkreten Konsequenzen schon heute auseinander setzen, haben Sie Zeit, in aller Ruhe ihre ganz persönlichen Vorkehrungen zu treffen, praktisch und mental.

Ihr größter Feind in solchen Extremsituationen ist die Panik; der Impuls, kopflos irgendwohin zu laufen, wo Sie sich Rettung erhoffen. Ich kenne beispielsweise Leute, die fest vorhaben, am »Tag X« in die Natur zu fliehen, um den unkontrollierbaren Ereignissen in den Städten zu entkommen. So richtig dieser Reflex auf den ersten Blick wirken mag, sinnvoll ist er nicht. Bedenken Sie, dass Sie sich auf unbekanntes Terrain begeben würden. Und dass Sie sehr wahrscheinlich keinerlei Erfahrungen haben, wie man in der freien Natur überlebt. Sie werden Ihnen fremde Menschen treffen, die womöglich noch panischer reagieren als Sie selbst. Wissen Sie, was diese Menschen tun werden? Können Sie ermessen, welche tragischen Fehler Menschen machen, die sich im Ausnahmezustand befinden?

Daher lege ich Ihnen noch einmal dringend ans Herz: Bleiben Sie in Ihrem vertrauten Bereich. Bleiben Sie dort, wo Sie sich auskennen, wo Ihre Vorräte lagern, wo Sie mit denjenigen Menschen zusammen sind, die Ihnen wichtig sind. Das wird Ihnen nicht zuletzt eine emotionale Stabilität verschaffen.

Ihnen werden große Kräfte zuwachsen, wenn Sie bei denen sind, die Sie lieben. Das ist eine Erfahrung, die der älteren Generation noch aus Kriegszeiten vertraut ist. Sie haben erlebt, was es bedeutet, übermächtigen Ereignissen ausgeliefert zu sein, auf die sie keinen Einfluss haben. Und sie haben gelernt, was Überleben heißt – gegen alle Widrigkeiten, gegen alle Gefahren. Jüngere Generationen speziell in Deutschland jedoch haben nie kollektive Notsituationen erlebt, zum Glück. Umso irritierter werden sie sein, wenn sie plötzlich aus ihrer Normalität herausgerissen werden und wenn das Gebot der Stunde der Survival ist.

Pointiert gesprochen: Wir haben durch glückliche historische Umstände wenig Erfahrungen mit dem Mangel, mit der Panik, mit dem Kollaps. Daher ist es wichtig, dass wir solch eine Situation imaginieren.

Seien Sie unbesorgt: Sie werden das alles überstehen. Und mehr noch: Sie werden sich vor weit bedeutenderen Herausforderungen wiederfinden. Denn die akute Bedrohung ist nur eine Facette des mysteriösen Jahres 2012. Was sich wahrhaftig hinter diesem Datum verbirgt, wird Sie in Staunen versetzen. Folgen Sie mir daher in die zweite Etappe unserer virtuellen Reise, und Sie erfahren, wie Sie sich seelisch und geistig auf 2012 vorbereiten sollten.

Dieter Broers, Jahrgang 1951, forscht bereits seit den 1980er-Jahren als Bio-Physiker auf dem Gebiet der Frequenz- und Regulationstherapie. Er leitete u. a. ein vom Bundesministerium für Forschung und Technologie gefördertes interdisziplinäres Forschungsprojekt, mit dem er wissenschaftliches Neuland betrat. Die Resultate der Forschungsgruppe flossen in die Entwicklung völlig neuartiger Therapiegeräte, die für die medizinische Forschung den Beginn einer neuen Epoche bedeuten. Insgesamt wurden Broers Patente in 85 Länder erteilt. Aufgrund seiner wissenschaftlichen Leistung wurde Dieter Broers in das International Council for Scientific Development (ICSD) berufen, dem unter anderem 100 Nobelpreisträger angehören. Dieter Broers arbeitete von 1997 bis 2003 als Direktor für Bio-Physik innerhalb des ICSD und ist bis heute im Committee for International Research Centres vertreten. Der Autor lebt und arbeitet in Österreich und Griechenland. Mit ‚Matrix Code' begründete er seine Karriere als Bestseller-Autor. Zu seinen Bestsellern gehören neben ‚(R)evolution 2012' auch ‚Checkliste 2012. Sieben Strategien, wie Sie die Krise in Ihre Chance verwandeln', ‚Gedanken erschaffen Realität' und die DVD ‚(R)evolution 2012'.

Bisher erschienen:

(R)evolution 2012 - eBook, Warum die Menschheit vor einem Evolutionssprung steht
(R)EVOLUTION 2012 - eBook, Warum die Menschheit vor einem Evolutionssprung steht
(R)evolution 2012 - DVD, Die Menschheit vor einem Evolutionssprung
Der Glückscode, Die kosmischen Quellen für Selbsterkenntnis, Liebe und Partnerschaft
Der Glückscode - Hörbuch, Die kosmischen Quellen für Selbsterkenntnis, Liebe und Partnerschaft
Dieter Broers - DVD, Leben für ein neues Weltbild
Weltenwandel Edition: (R)evolution 2012 - DVDs, Die Menschheit vor einem Evolutionssprung
(R)evolution 2012 - Hörbuch, Das Hörbuch - 3 CDs
(R)evolution 2012 Limitierte Sonderausgabe, Warum die Menschheit vor einem Evolutionssprung steht

Sabine Reitze

Für alle Autor(inne)n zur Information

Auf den folgenden Seiten finden Sie Ausschreibungen, die vielleicht für Sie interessant sind.

Sollten Sie an einem der Wettbewerbe teilnehmen, oder sich für ein Stipendium bewerben, wünschen wir Ihnen viel Erfolg!

Für die Redaktion der eXperimenta

Sabine Reitze

Foto Carlotta Ostmann: Impression III

Carlotta Ostmann, Jahrgang 1992, Studentin; liebt Tiere, die Natur und das ländliche Leben im Hunsrück- Mosel-Raum; wie bei so vielem im Leben, kommt es ihr immer auf den richtigen Blickwinkel an, daher liegen ihr Porträtfotos und Detailaufnahmen ganz besonders.

Foto Carlotta Ostmann: Impression IV

Wettbewerbe – Stipendium

Förderpreis-Ausschreibung

Der Förderpreis zum Übersetzerpreis der Kunststiftung für das Jahr 2013 wird an einen deutschsprachigen Übersetzer vergeben. Er würdigt eine literarische Übersetzung ins Deutsche. Der Förderpreis kann sowohl für eine einzelne Übersetzung als auch für die Summe mehrerer übersetzerischer Projekte (eines Autors, eines Themenbereiches, einer Epoche usw.) vergeben werden. Bitte reichen Sie in solchen Fällen mindestens drei Titel des von Ihnen übersetzten Schwerpunktes ein.

Die Kunststiftung NRW versteht den Förderpreis als Ermutigung für alle Übersetzerinnen und Übersetzer, die bereits publiziert haben, aber noch nicht über ein umfängliches Lebenswerk verfügen. Der Förderpreis soll als Anerkennung und materielle Unterstützung dazu beitragen, sich auch in Zukunft auf das Abenteuer Übersetzen einzulassen. Eine Altersbeschränkung für Bewerber besteht nicht. Preisvorschläge werden von Übersetzern (auch Eigenbewerbungen), Verlagen, Lektoren, Literaturkritikern und Buchhändlern entgegengenommen. Berücksichtigt werden Werke erzählender Prosa aus allen Sprachen, keine Kinder- und Jugendliteratur. Die Übersetzung muss publiziert und sollte lieferbar sein.

Teilnahmebedingungen:

Bewerbungen müssen enthalten

a) in sechsfacher Ausführung:
   Bio-Bibliographie des Übersetzers einschließlich Anschrift, Telefon- und Mobilnummer, E-Mail-Adresse
   vollständige Publikationsliste (mit Verlagsangaben)
   Verlagsausgabe der auszuzeichnenden Übersetzung(en)
   Begründung

b) in einfacher Ausführung:
   veröffentlichungsfähiger Text zu Leben und übersetzerischem Werk (maximal eine Seite)
   veröffentlichungsfähiges honorarfreies Foto mit Copyrightvermerk; das Foto können Sie ersatzweise in digitaler Form direkt an **reginapeeters@uebersetzerkollegium.com** schicken.
   Originalsprachliche Ausgabe der eingereichten Übersetzung(en)
   (ersatzweise Kopie(n) des Originals)

Bewerbungen sind zu richten an:

Europäisches Übersetzer-Kollegium
Stichwort: Förderpreis zum Übersetzerpreis der Kunststiftung NRW
Kuhstraße 15-19
D-47638 Straelen

Dotierung:

Seit dem Jahr 2012 vergibt die Kunststiftung NRW in Kooperation mit dem Europäischen Übersetzer-Kollegium in Straelen zusätzlich den mit 5.000 Euro dotierten Förderpreis zum Übersetzerpreis der Kunststiftung NRW.

Einsendeschluss: Freitag, 30. November 2012 (Poststempel)

Weitere Informationen finden Sie im Internet unter
www.euk-straelen.de und **www.kunststiftungnrw.de**

Quelle: http://www.uschtrin.de/pr_uebernrw.html

Karl-Dedecius-Preis für deutsche und polnische Übersetzerinnen und Übersetzer

Die Robert Bosch Stiftung schreibt den Karl-Dedecius-Preis 2013 aus.

Zum sechsten Mal lädt die Robert Bosch Stiftung polnische und deutsche ÜbersetzerInnen ein, sich um den Karl-Dedecius-Preis zu bewerben. Die mit je 10.000 Euro dotierte Auszeichnung wird in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Polen-Institut Darmstadt vergeben und geht zugleich an einen deutschen und einen polnischen Übersetzer. Sie werden für ihre herausragenden Leistungen und ihre Vermittlungsarbeit zwischen den Nachbarländern geehrt. Die Preisverleihung findet am 24. Mai 2013 in Krakau statt.

Vorschläge für die Auszeichnung können an das Deutsche Polen-Institut Darmstadt gerichtet werden; Eigenbewerbungen sind ebenfalls möglich. Bewerbungen sollen neben einem Lebenslauf ein Publikationsverzeichnis und eine Auswahl aus dem übersetzerischen Werk – ca. 20 Seiten des Original- und des Übersetzungstextes – enthalten und an das

Deutsche Polen-Institut
Karl-Dedecius-Preis
Mathildenhöhweg 2
64297 Darmstadt

gesandt werden.

Dotierung:

Preisgeld von 10.000 Euro für Übersetzer deutscher und polnischer Literatur in die jeweils andere Landessprache

Einsendeschluss: 15. Dezember 2012

Originaltext, siehe: **www.bosch-stiftung.de/karldedeciuspreis/**

weitere Informationen siehe: **www.bosch-stiftung.de/karldedeciuspreis**

Quelle: www.uschtrin.de/pr_dedecius.html

Die eXperimenta ist ein kostenloses Magazin. Das ist auch gut so. Schließlich wollen wir die Freude an guter Kunst mit möglichst vielen Menschen teilen. Leider lebt es sich aber auch für uns ohne Geld eher schlecht als recht. Sollten Sie unsere Arbeit für wichtig halten und gleichzeitig einige wenige Euros entbehren können, würden wir uns über eine kleine Spende sehr freuen. Auch ein Sponsoring würden wir durchaus begrüßen.

Bankverbindung:
ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.
Mainzer Volksbank Konto: 295460018 BLZ: 55190000
Verwendungszweck: »Spende eXperimenta«

Landsberger Autorenwettbewerb

Die Schreibwerkstatt der VHS Landsberg und die Stadt Landsberg am Lech schreiben für das Jahr 2013 einen Autorenwettbewerb aus. Zum Thema „Die Spur führt an den Lech“ können bislang unveröffentlichte Kurzkrimis eingereicht werden. Bedingung ist, dass im Text ein historisches Gebäude der Stadt Landsberg vorkommt bzw. beschrieben wird (z.B. der Mutterturm, das historische Rathaus oder das Bayertor). Pro Autor/Autorin darf nur eine Geschichte eingereicht werden, deren Urheber der Einreicher sein muss.

Textumfang: Wir bitten, Manuskripte in 12-Punkte-Schrift, Typ Courier, bis maximal zehn Normseiten (60 Anschläge à 30 Zeilen = 1.800 Anschläge) einzureichen. Längere Geschichten werden nicht berücksichtigt! Gedichte, Theaterstücke, Songtexte, etc. finden ebenfalls keine Berücksichtigung. Bitte reichen Sie Ihren Beitrag jeweils ausgedruckt und auf CD-Rom gebrannt in einem gängigen Textformat (DOC, DOCX, TXT, PAP, etc.) ein. Das Manuskript ist zu anonymisieren und mit einem Kennwort (z.B. Josy-1971) zu versehen. Die Anschrift des Autors/der Autorin mit Telefonnummer und Mailadresse bitten wir in einem verschlossenen Begleitbrief beizulegen. In einem DIN A4-Umschlag sind also folgende Unterlagen einzureichen:

1 x Manuskript, ausgedruckt (mit Kennwort versehen),

1 x Manuskript auf CD-Rom gebrannt (mit Kennwort versehen) und

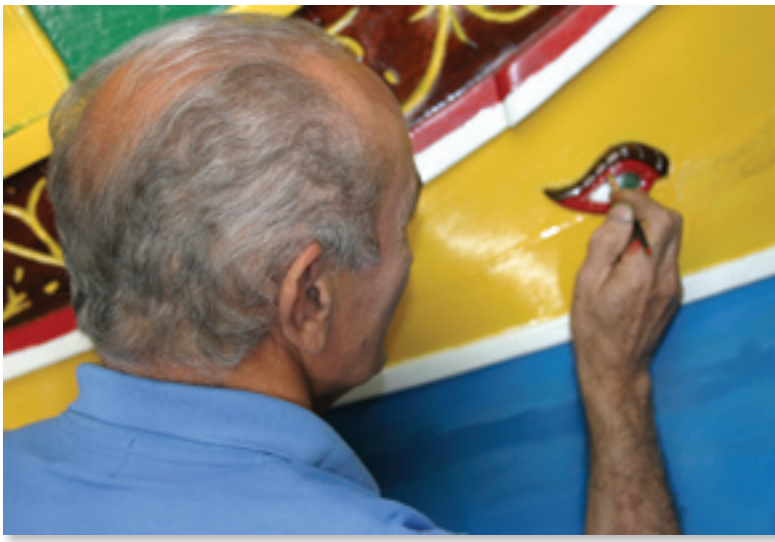
1 x Umschlag, verschlossen mit persönlichen Daten (ebenfalls mit Kennwort).

Eingereichte Beiträge müssen bis zur öffentlichen Preisverleihung im September 2013 unveröffentlicht bleiben. Im Internet eingestellte Texte gelten als veröffentlicht.

Einsendeadresse:

Volkshochschule Landsberg am Lech
Stichwort »Autorenwettbewerb«
Herkomerstraße 110
86899 Landsberg am Lech

Foto: Rüdiger Heins: Präzision



Dotierung:

Die besten 15 Beiträge werden in einer Anthologie veröffentlicht. Mit der Einreichung des Textes akzeptiert der Autor/die Autorin, dass der Text ohne weitere Vergütung in einer Anthologie veröffentlicht wird. Der Autor/die Autorin erhält zwei Belegexemplare und erklärt sich ausdrücklich mit einer Lektorierung des Textes einverstanden.

Die Preisverleihung findet im September 2013 im Rahmen der Langen Kunstnacht statt. Zu diesem Termin ist auch die Anthologie erhältlich. Die 15 veröffentlichten Autoren werden zu Lesungen im Rahmen der Langen Kunstnacht eingeladen; die fünf Besten zu einer weiteren Lesung im Herbst 2013. Des Weiteren erhalten die ersten Drei attraktive Sachpreise. Wir freuen uns auf Ihre Teilnahme.

Einsendeschluss: 15. Januar 2013 (Datum des Poststempels)

Quelle: www.uschtrin.de/pr_landsberg.html

Der Athmer-Lyrikpreis 2013 - „Hinter der Tür“

Wir dichten - Sie auch?

Die Firma Athmer mit Sitz in Arnsberg - Müschede ist der international führende Hersteller von Dichtungssystemen für Türen und Tore. Der Slogan „Wir sind Dichter“ ist für das Unternehmen Programm - sowohl in Bezug auf die hier hergestellten Produkte als auch in der Verpflichtung, über die unternehmerischen Aufgaben hinaus einen Beitrag für die Förderung literarischer Projekte zu leisten.

Aus diesem Grund schreibt die zum Unternehmensverbund Julius Cronenberg Sophienhammer gehörende Firma Athmer im Jahr 2013 zum zweiten Mal einen literarischen Wettbewerb aus und lädt alle Interessierten ein, das Thema „Hinter der Tür“ in lyrischer Form zu gestalten. Doppeldeutigkeit und Wortspiel sind dabei erlaubt, aber nicht Bedingung.

Teilnahmeberechtigt sind alle Autoren und Autorinnen, denen zum Thema „Hinter der Tür“ Ernstes oder Komisches, Leidenschaftliches oder Skurriles, Satirisches oder Handwerkliches in lyrischer Form einfällt. Die Texte müssen bislang unveröffentlicht sein und dürfen nicht mehr als 24 Zeilen umfassen. Die Teilnehmer versichern, dass die eingesandten Texte keine Rechte Dritter verletzen.

Die Beiträge der Teilnehmer/Innen sind anonym einzureichen. Den Texten selbst sollen in einem verschlossenen Briefumschlag Adressdaten, eine Kurzbiografie (max. 10 Zeilen) und eine Bibliografie (falls vorhanden, aber nicht zwingend erforderlich) beigefügt sein. Nicht anonym eingesandte Texte können nicht berücksichtigt werden. Jeder Bewerber kann nur einen Text einreichen. Die Texte werden vorjuriert. Den bewertenden Mitgliedern der Jury sind die Namen der Bewerber nicht ersichtlich. Für Mitarbeiter der Firma Athmer und deren Angehörige ist keine Teilnahme möglich. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Mit der Einsendung erklären die Teilnehmer des Wettbewerbs sich bereit, die Verwertungsrechte an ihren Texten zur Veröffentlichung und zu Werbezwecken der Firma Athmer zur Verfügung zu stellen.

Die Texte sind einzusenden an:

Athmer oHG
z. Hd. Karin Ehrig
Sophienhammer
59757 Arnsberg

Wer seinen Beitrag per email senden möchte, kann dies an folgende Adresse tun:
K.Ehrig@athmer.de. Bitte auch hier die persönlichen Daten angeben. Der Text sollte als separates Word-Dokument angehängt sein.

Auch eine Teilnahme über eine extra eingerichtete Homepage ist möglich: www.wirsinddichter.de. Die Beiträge können nicht zurückgesandt werden. Die Preisträger werden auf der Homepage der Firma Athmer **www.athmer.de** bekannt gegeben und darüber hinaus persönlich angeschrieben. Die Preise werden im Rahmen einer Abschlussveranstaltung verliehen, die im Frühjahr/Sommer 2013 in Arnsberg stattfinden wird.

Weitere Fragen werden unter der Email-Adresse **K.Ehrig@athmer.de** beantwortet.

Dotierung:

Den Gewinnern winken Geldpreise (1. Platz: 1000 Euro, 2. Platz: 500 Euro, 3. Platz: 250 Euro).

Einsendeschluss: 31. März 2013

Quelle: www.uschtrin.de/pr_athmer.html

Stipendium

Schreibwerkstatt der Jürgen Ponto-Stiftung im Herrenhaus Edenkoben

Die Jürgen Ponto-Stiftung zur Förderung junger Künstler schreibt zum achten Mal die „Schreibwerkstatt der Jürgen Ponto-Stiftung im Herrenhaus Edenkoben“ aus. Es können sich deutschsprachige Autorinnen und Autoren bewerben, die nicht älter als 35 Jahre sind und noch keine eigene Buch-publikation vorzuweisen haben.

Die Werkstatt bietet zehn ausgewählten Nachwuchsautorinnen und -autoren in zwei Seminaren vom 17. bis 20. Januar sowie vom 27. Juni bis 1. Juli 2013 bei ihren Prosaprojekten intensive Beratung und Betreuung an. Sie endet mit einer öffentlichen Lesung im Herrenhaus. Die Ergebnisse werden in der Anthologie-Reihe „federlesen“ dokumentiert.

Als Dozenten hat die Stiftung die Schriftstellerin Christine Pitzke sowie den Lektor Paul Jandl eingeladen.

Die Kosten für Anreise und Unterbringung der Werkstatt-Teilnehmer trägt die Jürgen Ponto-Stiftung.

Einzureichen sind in dreifacher Ausfertigung in sich geschlossene Auszüge aus größeren erzählerischen Projekten – maximal 15 DIN-A4-Seiten. Neben einer Seitennummerierung sollte auf jeder Seite der Name des Autors angegeben sein. Darüber hinaus werden ein kurzes Exposé sowie ein Lebenslauf benötigt.

Bewerbungen an

Jürgen Ponto-Stiftung zur Förderung junger Künstler
c/o Commerzbank AG
Herrn Ralf Suermann
Pariser Platz 1
10117 Berlin

Telefon: +49 (0)30 226 071105

E-Mail:
Pontostiftung@Commerzbank.com
Ralf.Suermann@Commerzbank.com

Bewerbungsschluss: 09. November 2012

Weitere Informationen:
www.juergen-ponto-stiftung.de
www.herrenhaus-edenkoben.de

Quelle: http://www.uschtrin.de/stip_ponto.html

Foto Evelin Habicher: II8497

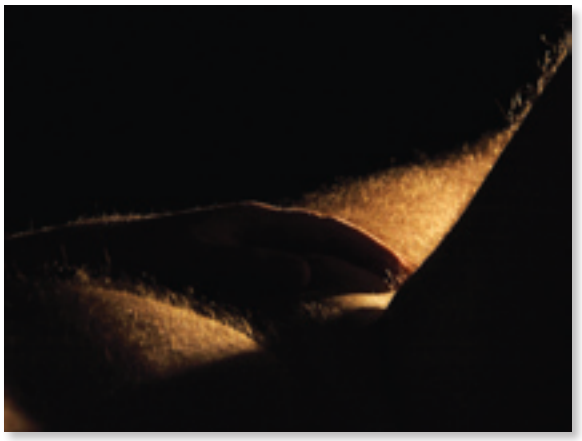


Foto Evelin Habicher: g7258

Skuli Björnssons Hörspieltipp

Alessandro Bosetti – Children‘s America

WDR 3 - Freitag, 2. Nov 2012 23:05, (angekündigte Länge: 35:00)

WDR 2009, 36 Minuten

Regie: Alessandro Bosetti
Eine Klang-Utopie der Vereinigten Staaten, in der die Kinder das Sagen haben: In „Children‘s America“ dokumentiert der italienische Komponist und Klangkünstler Alessandro Bosetti narrative und musikalische Strukturen der kindlichen Sprache.

Kurz nach Barack Obamas Amtsantritt 2009 lud Bosetti US-Bürger unter zwölf Jahren ins Studio ein, um mit ihnen nacheinander über Themen wie Krise, Hoffnung,

Umweltschutz, Ernährung oder Krieg zu sprechen. Doch die Kinder hatten eigene Pläne: „Kinder denken eher rhapsodisch und nicht geradlinig. Sie fokussieren etwas und im gleichen Moment schweifen sie mit ihren Gedanken ab. Wenn du

glaubst, dass ihr noch über das eine sprecht, bist du schon zu langsam. Und die Kinder sind längst ganz woanders, sprechen andere Punkte an und machen Zusammenhänge auf.“ Bosetti greift den Erzählfluss musikalisch auf: Er fragmentarisiert die Aufnahmen der Kinder, collagiert und kommentiert ihre Sätze,

Wörter oder auch Silben mit Instrumental- klängen von Gitarre und Klavier.

Nn – Das Hörspiel vom Hörspiel 2012

SWR 2 - Dienstag, 6. Nov 2012 23:03 (Ursendung)

SWR 2012, ~ 55 Minuten

Den Pionierjahren des Rundfunks entstammt eine Überlegung von Kurt Weill, die zur Definition einer neuen Kunstform geworden ist: „Wir können uns“, schreibt er 1925, „sehr gut vorstellen, daß zu den Tönen und Rhythmen der Musik neue Klänge hinzutreten, Klänge aus anderen Sphären: Rufe menschlicher und tierischer Stimmen, Naturstimmen, Rauschen von Winden, Wasser, Bäumen und dann ein Heer neuer, unerhörter Geräusche, die das Mikrophon auf künstlichem Wege erzeugen könnte, wenn Klangwellen übereinandergeschichtet oder ineinander verwoben, verweht und neugeboren werden würden.“ Das nannte er „absolute Radiokunst“ und unterschied es von allen funktionalen Darstellungsformen des Mediums. 1931 führte Friedrich Bischoff, damals Intendant in Breslau, bei der „Rundfunk- und Phonoschau Berlin“ Ausschnitte aus neuen Hörspielproduktionen vor. Er gab seiner Beispiel-Sammlung aus der Entwicklungsarbeit der Radiokunst den Titel „Das Hörspiel vom Hörspiel“. Unter diesem Titel stellen Mitglieder der unabhängigen Jury Werke aus dem jährlichen Wettbewerb um den Karl-Sczuka-Preis vor, Werke der autonomen Radiokunst.

Pieter Schnebel – Jowaegerli

SWR 2 - Donnerstag, 29. Nov 2012 22:03, (angekündigte Länge: 52:00)

SWF 1983, 52 Minuten

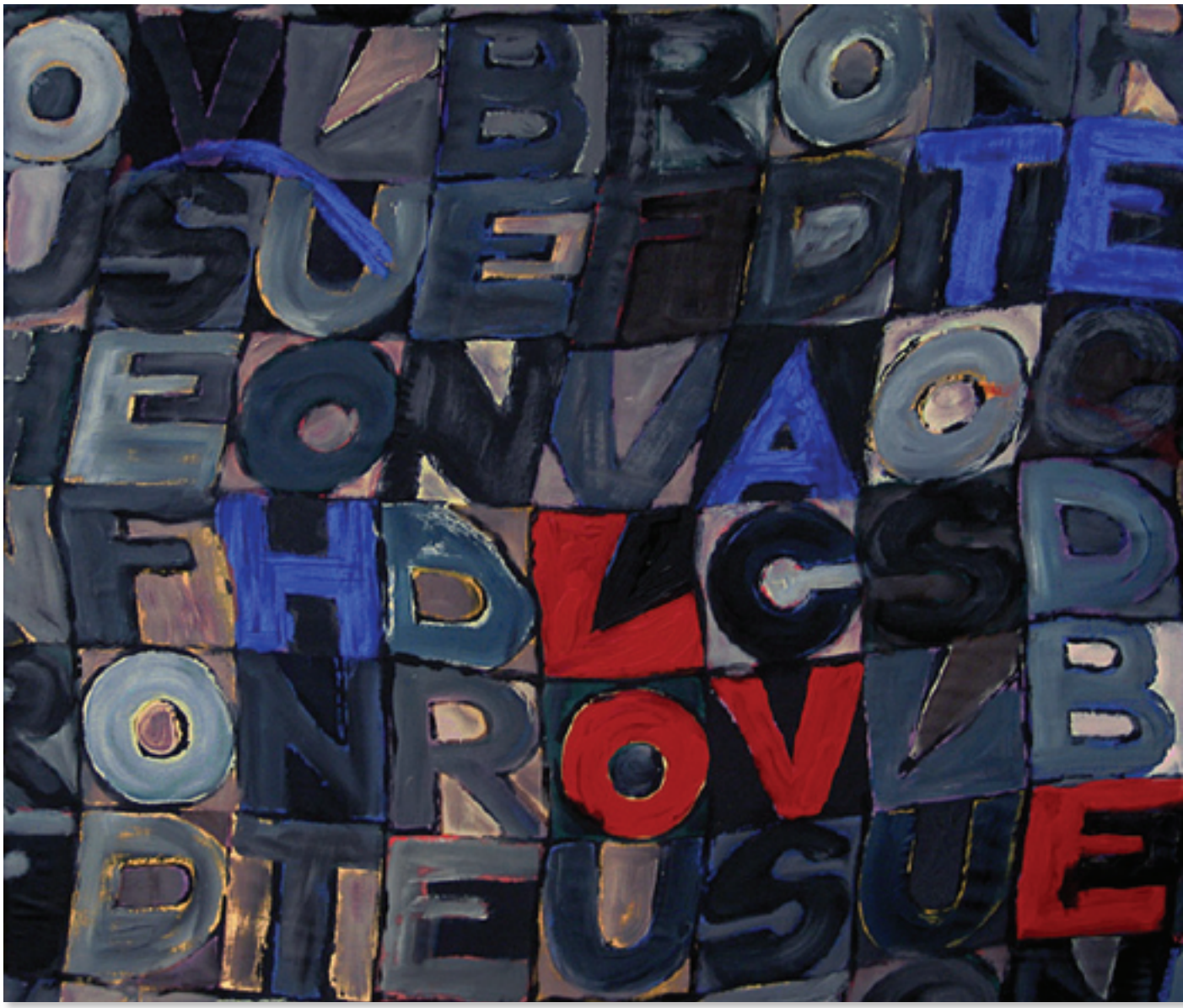
Regie: Soltan Pesko

Johann Peter Hebel schrieb zwischen 1800 – 1802 seine »Alemanischen Gedichte«. Eines dieser Gedichte diente Dieter Schnebel als Ausgangspunkt für seine Komposition »Jowaegerli« – auf Hochdeutsch »ja wirklich«. Sie ist ein faszinierendes Beispiel für die Überschneidung von Hörspiel und Neuer Musik aus dem Geiste der Mundart. In »Jowaegerli« wird die alemanische Sprachmusik in eine Musiksprache übertragen, in der semantische und

instrumentale Töne und Geräusche vom Werden und von der Vergänglichkeit singen und sagen. Davor, danach und dazwischen kommt abermals Hebel zu Wort - mit seinem »Kalendermann« aus dem »Rheinischen Hausfreund«, der in Hochdeutsch lehrend, ebenfalls vom Lauf der Zeit erzählt, von dem, was war, ist und sein könnte.

Die begleitenden Klänge und Geräusche von Instrumenten und Stimmen bilden passende Klangräume und Zeitklänge: Räume, worin die Klanggeräusche schwindende Zeichen setzen, Zeiten, worin sie erinnernde Male setzen.

Bernard Bieling: Love / Hate



„art is love“

Ein interaktives Kunstprojekt von Rüdiger Heins
Zum Weltmännertag am 03 November 2012

Der Weltmännertag ist ein Aktionstag, der seit 2000 jährlich am 3.November stattfindet. Dieser soll laut Aussage des Schirmherrn Michail Gorbatschow das Bewusstsein der Männer im gesundheitlichen Bereich erweitern. So liege die Lebenserwartung der Männer im Durchschnitt sieben Jahre unter der der Frauen. Neben Männergesundheit sind auch Bundeswehr und Zukunftsperspektiven Themenschwerpunkte. (Quelle: Wikipedia)

Im Zentrum für Kunst- und Medientechnologie in Karlsruhe findet bis zum 06. Januar 2013 die Ausstellung SOUNDART statt. Auf dem Vorplatz des Zentrums gibt es eine Audio Installation (siehe Foto) von Benoit Maubrey. Einige der über hundert Boxen sind an Verstärker angeschlossen. Über einen Telefonanschluss können Anrufer dort drei Minuten lang über die Boxen sprechen, Musik machen oder Geräusche erzeugen.

Wir Culture Creative People machen eine gemeinsame Aktion mit dem Titel:

„art is love .“

Wir beginnen am 03 November von 10:00 Uhr bis 00:00 Uhr mit den Anrufen. Es gibt keine Reihenfolge. Falls besetzt ist, bitte später noch einmal versuchen. Die Audio Installation endet um 00:00 Uhr.

Folgender Satz sollte am Anfang gesprochen werden:

„eXperimenta art is love“

Hier die Telefonnummer: **0721 8100 1818**

Herzliche Grüße und viel Spaß wünscht

Rüdiger Heins
www.ruedigerheins.de

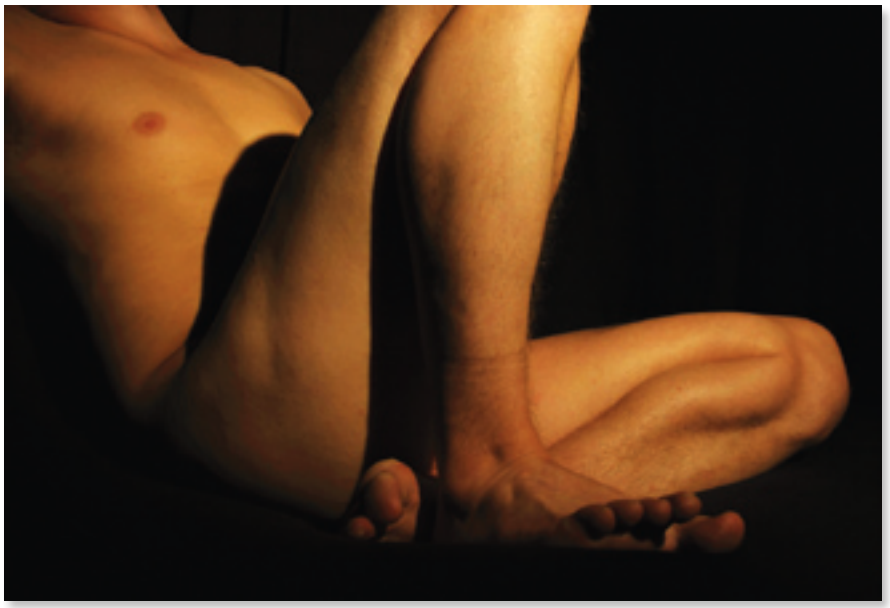


Foto Evelin Habicher: c1306

Ausschreibung

Buch-Projekt International

BertuganPress lädt alle Interessierte ein, eine Geschichte über das Zusammenleben der Ausländer und Deutschen zu schreiben. Es kann die Geschichte einer Liebe oder Freundschaft, einer Flucht oder der Migration sein. Die einzige Bedingung ist, dass es eine wahre Geschichte sein muss. Die Redaktion bittet deshalb um eine Kurzbiographie und ein Foto (sie werden nur intern verwendet).

Am Projekt können sich alle beteiligen, die der deutschen Sprache mächtig sind. Die Redaktion wird vom Verlag kostenlos übernommen.

Deutsche Mitbürger sind auch ganz herzlich eingeladen, über ihre ausländischen Freunde und Eheleute zu schreiben. Wenn das Buch fertig ist, entscheiden die Autoren selbst, ob sie ihren Namen oder einen Künstlernamen verwenden wollen.

Technische Bedingungen:

Der Umfang darf 10 DINA4 Seiten nicht überschreiten. Die Manuskripte werden in Papier –UND Digitalform eingereicht.

Das Projekt ist nicht-kommerziell, es wird kein Honorar gezahlt.

Die Kontaktdaten:

Dr. phil. Alia Taissina
BertuganPress
Auf der Trift 11
55413 Weiler

E-Mail:
ataissina@hotmail.com und ataissina@list.ru

www.bertugan.de

BertuganPress existiert seit 2004 in Weiler bei Bingen. Der Verlag hat bisher fast 30 Bücher herausgebracht. Seit 2009 veröffentlicht er auch Bücher deutscher Autoren.

Foto Evelin Habicher: p2801

Anzeige

Kreativität ist oft
eine Mischung aus Talent, Interesse und Erfahrung ...
... und bedarf nicht unbedingt vieler Köche.

Wobei ich hier nicht über Rezepte sprechen will, sondern über das Einfühlungsvermögen in die Wünsche und Vorstellungen des Kunden und das Wissen darüber, wer nach der Ideenfindung welche Schritte im Marketingmixrealisieren kann.

Ideenentwicklung ist dabei immer ein Prozess zwischen dem Kunden und dem Kreativen, die sich während der Entwicklungsphase als gleichwertige Partner gegenüberstehen.

Und der Kreative muss bereit sein, den ersten Ball zu werfen – auch wenn dieser erst einmal nicht unbedingt trifft.

Doch dieser erste Wurf bildet die Grundlage einer gelingenden Kommunikation für die Realisierung erfolgreichen Marketings.

Auf eine gute Zusammenarbeit!

Design.Concept
Hans-Jürgen Buch
Dipl. Designer

design.concept@t-online.de

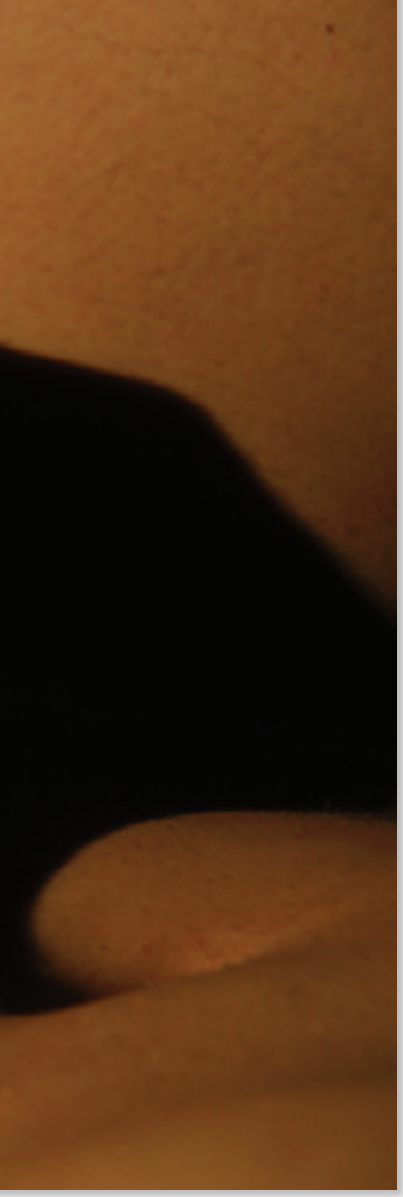


Foto Evelin Habicher: c1277

Foto Evelin Habicher: t1179

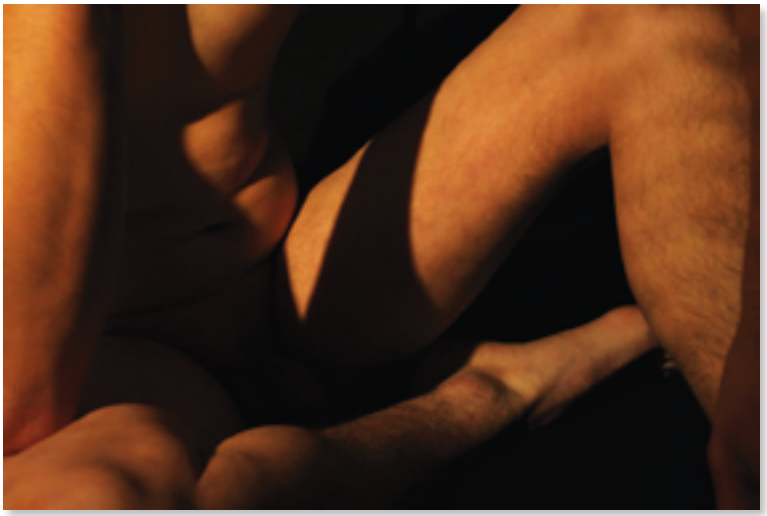


Foto Evelin Habicher: t1165

Foto Evelin Habicher: k0572

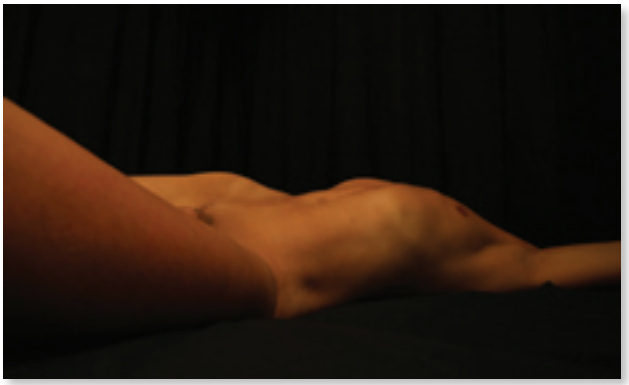


Foto Evelin Habicher: p1791

Foto Evelin Habicher: t1196

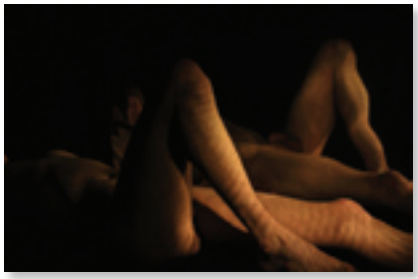


Foto Evelin Habicher: kt1191

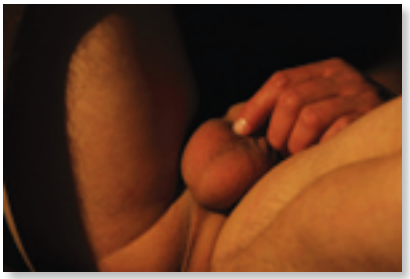


Foto Evelin Habicher: c1308

eXperimenta

Herausgegeben von Rüdiger Heins, Carolina Butto Zarzar und Luise Hepp

Foto Evelin Habicher: w7347c

Foto Evelin Habicher: do3678

Foto Evelin Habicher: w7343c

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für KreAtives Schreiben - www.inkas-institut.de